

DIE WELTWOCHEN



absent an Institutional Framework Agreement, the bilateral relationship would inexorably erode it.

Upon request from Ms Sommaruga, President von der Leyen agreed that the Commission would not interfere ahead of the Free Movement referendum on 17 May. However, President Von Der Leyen also clarified that this silence will also concern all pending dossiers, including the current update of the Mutual Recognition Agreement, which shall enter into force on 26 May. She called for a clear political commitment and concrete signals by the Swiss government to move forward with the agreed Institutional

«Auf Anfrage von Frau Sommaruga willigte Präsidentin von der Leyen ein, dass sich die Kommission vor der Volksabstimmung über die Freizügigkeit am 17. Mai nicht einmischen werde.»

Sommarugas Geheimpakt

Intime Kumpanei zwischen Bern und Brüssel – das vertrauliche Protokoll.

Von Urs Paul Engeler und Hubert Mooser

Freisinniger Staatsmann

Was der angeprangerte Crypto-Präsident Georg Stucky für den Kanton Zug und für die Schweiz geleistet hat. Von Christoph Mörgeli

Julian Assange vor Gericht

Verräter oder Freiheitsheld? Von Amy Holmes

Groteske in Thüringen:
CDU-Politiker Rupert Scholz
über die grossen Fehler
der Kanzlerin



The Aviation Pioneers Squad

Scott Kelly
Rocio Gonzalez Torres
Luke Bannister



AVENGER



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



SUPER AVENGER NIGHT MISSION



Für die Meinungsfreiheit: Teenagerin Seibt.

Die 19-jährige Naomi Seibt gilt gemeinhin als «Marionette» der Klimaleugnerszene, als «Anti-Greta» mit «rechter Brachialrhetorik». Bei unserem Besuch in Münster treffen wir auf eine schüchterne Teenagerin, die zaghaft grüsst. Erst beim Umweltthema blüht sie auf, wenn sie scharfsinnig und leidenschaftlich ihre Skepsis am menschengemachten Klimawandel begründet. Sie betont, dass sie nicht gegen Greta sei, sondern für die Meinungsfreiheit einstehe. **Seite 34**

Niemand weiss, wer den geheimnisvollen Bericht geschrieben hat, der die gegenwärtige Hysterie um die Crypto AG ausgelöst hat. Das holperige, fehlerhafte Englisch schliesst einen CIA-Verfasser so ziemlich aus. «Ah, du bist also der Typ im Verwaltungsrat dieser CIA-Firma», soll der damalige Bundesrat Kaspar Villiger zu Nationalrat Georg Stucky, seinerzeit Verwaltungsrat der Crypto AG, gesagt haben. Aufgrund solch dubioser Quellen wird jetzt der frühere Zuger National- und Regierungsrat als Gestalt der Finsternis gebrandmarkt. Redaktor Christoph Mörgeli zeigt, was die Schweiz und der Kanton Zug dem freisinnigen Steuersenker Georg Stucky verdanken. **Seite 14**

Wie weit darf eine Bundesrätin gehen, wenn sie in einem Abstimmungskampf die Position der Landesregierung gegen eine Volksinitiative vertritt? Justizministerin Karin Keller-Sutter hat kürzlich die Kampagne gegen die Begrenzungsinitiative gestartet, die am 17. Mai zur Abstimmung kommt, und dabei Be-

hauptungen über das bilaterale Verhältnis Schweiz-EU aufgestellt, denen widersprochen werden muss. Wir haben die gravierendsten Verzerrungen aus bundesrätlicher Quelle näher angeschaut. **Seite 26**

Die Schweizer Skirennfahrer sind so gut unterwegs wie schon lange nicht mehr. Der Sieg im Nationencup ist nur noch Formsache. Unser Autor Thomas Renggli nimmt dies zum Anlass, in die goldene Ära des helvetischen Skisports zurückzuschauen – und in eine Zeit, in der ein Mann die Pisten herunterraste, der mit seinem Wagemut, seinem Stil und seiner Abenteuerlust bis heute fasziniert: Roland Collombin. Der Walliser war quasi die Antithese zu Saubermann Bernhard Russi, gönnte sich gerne ein Gläschen Weisswein, musste seine Karriere nach einem fürchterlichen Sturz aber schon früh beenden. Er selber sagt: «Alles halb so wild. Bernhard war nicht so seriös, wie alle denken, und ich war nicht so verrückt.» **Seite 36**

Dreissig Jahre war Dom Sierot, das jüdische Waisenhaus von Warschau, sein Lebensinhalt gewesen. Bis er 1942 seine 200 ihm anvertrauten Kinder in die Gaskammern von Treblinka begleitete. Janusz Korczak gehört mit seinem menschlichen Beispiel zu den ganz grossen Pädagogen unserer Zeit. Korczak gilt als Begründer der Kinderrechte. Er war überzeugt, dass Kinder gegenüber Erwachsenen Freiräume brauchten und früh lernen sollten, ohne die Intervention von Eltern oder Lehrern Entscheidungen zu treffen und Urteile zu fällen. Eine bis heute gültige Maxime. **Seite 60**

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Mitglied der Chefredaktion: Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana, Urs Gehriger (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Florian Schwab, Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Andreas Honegger, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Linus Reichlin, Thomas Renggli, Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi, Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger, Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*), Tamara Wernli, Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)

Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Sandra Noser, Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*), Inga Huber

Finanzen und Personal: Bich-Tien Ton Köppel (*Leitung*)

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst:

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Samuel Hofmann

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkoenig.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 909'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'560'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.chlimbergsteig.ch



5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'271'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eck-Einfamilienhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis 1'491'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Sommer 2021
www.grueens-doerfli.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 931'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.duo-dietikon.ch



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis ab 1'261'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8322 **Kloten**, Kevin Braunwaider Tel. 043 255 88 88
Preis 900'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
Letzte Einheit reserviert!
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'371'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 5 ½ u. 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Chiara Moser Tel. 044 316 13 47
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 506'000.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



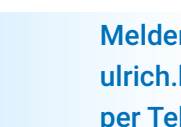
7 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'130'500.-, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienräume verwirklicht
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'116'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch



Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



5 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8305 **Birchwil**, Rolf Flacher Tel. 044 316 13 21
Preis 2'059'000.-, Bezug ab Sommer 2020
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.

You Tube 

Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:


SVIT
ZÜRICH

SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich


**EIGENHEIM
MESSE
SCHWEIZ**

Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
3. - 6. Sept. 2020, Messe Zürich, Halle 5

Stand Februar 2020

Sommarugas Deal

Die Bundespräsidentin verbündet sich mit der EU gegen die Begrenzungsinitiative und für den institutionellen Rahmenvertrag. Das belegen Dokumente.

Von Roger Köppel

Mit dieser Ausgabe dokumentieren wir brisante Vorgänge. Die *Weltwoche* veröffentlicht erstmals die vertraulichen EU-Protokolle des Zusammentreffens dreier Bundesräte mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen am World Economic Forum in Davos. Sie belegen, wie sich der Bundesrat und die EU mit Blick auf die Volksabstimmung über die Personenfreizügigkeit abgesprochen haben. Es gibt eine informelle Übereinkunft. Bundespräsidentin Sommaruga bat die EU-Kommissions-Präsidentin von der Leyen, sich bis zur Zuwanderungs-Abstimmung vollkommen still zu verhalten. Im Gegenzug soll der Bundesrat gleich danach das institutionelle Rahmenabkommen vorantreiben.

Bereits in der letzten Ausgabe haben wir über diese pikanten Ereignisse berichtet. Grundlage war die Berichterstattung des Schweizer Radios SRF, das die Aufzeichnungen enthüllte, allerdings ohne wörtlich daraus zu zitieren. Auf Nachfrage wurde die Echtheit versichert, aber die Kollegen wollten uns das Dokument weder zu lesen geben noch aushändigen. Auch hat der Schweizer Gebührensender interessanterweise die heiklen Absprachen nicht mehr weiter thematisiert. Die Sache ging unter angesichts der «Cryptoleaks»-Geschichte, die mit viel mehr Dampf angerichtet wurde. Ausser der *Weltwoche* griff keine Zeitung die Kumpanei mit Brüssel auf.

So haben wir das Protokoll auf anderen Kanälen direkt aus der EU-Zentrale beschaffen müssen. Es handelt sich um eine authentische Zusammenfassung des Debriefings zum Treffen von der Leyens mit den Bundesräten Sommaruga, Cassis und Keller-Sutter sowie Chefunterhändler Balzaretto in Davos. Adressat sind die EU-Botschafter. Sie wurden von der Kommission vertraulich unterrichtet.

Der Wortlaut, den die *Weltwoche* erstmals der Öffentlichkeit zugänglich macht, hat es in sich. Aus den Aufzeichnungen geht hervor, dass Bundespräsidentin Sommaruga EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen ausdrücklich gebeten habe, sich nicht in die

Abstimmung über die Zuwanderungsinitiative einzumischen. Von der Leyen wiederum erwartet vom Bundesrat als Gegenleistung mehr Einsatz beim institutionellen Abkommen.

Sommarugas Geheimdeal wird noch zu reden geben. Die Bundespräsidentin ist eine Gegnerin der Begrenzungsinitiative. Sie weiss, dass EU-Einmischungen im Abstimmungskampf den Befürwortern nützen würden. Nur deshalb bat sie Brüssel, bis dahin von jeglichen Interventionen abzusehen. Von der Leyen willigte ein, verlangte aber ihrerseits eine Gegenleistung nach dem bewährten ökonomischen Grundsatz «Quid pro quo». Dies für das. Eine Hand wäscht die andere. Das Protokoll hält das Übereinkommen unzweideutig fest.

In den USA haben weniger weitgehende Absprachen zwischen dem Präsidenten und einer auswärtigen Macht (Ukraine) zu einem Amtsenthebungsverfahren geführt. Und in der Schweiz? Die Bundesverfassung verlangt von allen Staatsorganen den Schutz der Rechte des Volkes und der Unabhängigkeit. Die ehernen Prinzipien sind schwer in Einklang zu bringen mit heimlichen Absprachen zwischen Bundesräten und fremden Mächten. Artikel 267 des Strafgesetzbuches verbietet «Bevollmächtigten der Eidgenossenschaft» bei Freiheitsentzug von «nicht unter einem Jahr» sogar ausdrücklich, mit «auswärtigen Regierungen» in Verhandlungen zum Nachteil der Schweiz einzusteigen. Fraglos gereicht es der Schweiz zum Nachteil, wenn die Bundespräsidentin mit der EU konspiriert, um das von ihr gewünschte Abstimmungsergebnis herbeizuführen.

Auf Anfragen der *Weltwoche* reagierte der Bundesrat unwirsch. Das EU-Protokoll ent-

spreche nicht der Wahrheit, wird behauptet. Das ist theoretisch möglich, aber unwahrscheinlich. Auf jeden Fall sollte sich die Landesregierung zum Davoser Geheimpakt erklären. Derzeit skandalisiert die politische Schweiz mögliche Geheimabsprachen zwischen dem Bundesrat und ausländischen Geheimdiensten vor dreissig Jahren. Mindestens so relevant erscheint da der heutige Geheimpakt zwischen der Bundespräsidentin und der EU-Chefkommissarin. Die Europapolitik ist von wegweisender Bedeutung.

Wird der Fall der früheren schwedischen Firma Crypto in Zug zu hoch gehängt? Gut möglich. Wir haben dazu den deutschen Ex-Geheimdienstmann und Staatsminister Bernd Schmidbauer befragt. Der ehemalige CDU-Politiker trat in der einschlägigen «Rundschau»-Sendung des Schweizer Fernsehens als Kronzeuge auf. Er bestätigte vor laufender Kamera, dass die Crypto AG manipulierte Verschlüsselungsmaschinen verkauft habe und jahrelang von der CIA und dem deutschen Nachrichtendienst (BND) heimlich kontrolliert worden sei.

Am Telefon wiederholt Schmidbauer seine Aussagen, aber er relativiert die Aufgeregtheit der Berichte. Die Vorwürfe gegen Crypto seien uralt, und «die Schweiz ist hintergangen worden.» Kritisch sehen müsse man das in den Medien zustimmend zitierte Dossier «Minerva». Dieser angebliche BND- und CIA-Bericht – Grundlage der Enthüllungen – dürfe nicht für «bare Münze» genommen werden. Da sei «viel Wunschdenken» drin. Ob tatsächlich die CIA das in holprigem Englisch formulierte Papier geschrieben habe, sei zweifelhaft. «Es trägt nicht die nachrichtendienstliche Handschrift.»

Diese Feststellung ist brisant. Denn Schweizer Journalisten, die sonst der CIA kein Wort glauben, behandeln das Dokument wie eine offenbarte Wahrheit. Nur wenige eingebettete Reporter freilich haben es gesehen. Was die Medien wiederum nicht daran hindert, gegen die darin genannten Schweizer FDP-Politiker Kaspar Villiger und Georg Stucky ein journalistisches Tribunal zu errichten. Es zieht Fäden bis in die Politik. Vielleicht wäre es ratsam, zuerst in aller Ruhe den Wahrheitsgehalt des «Minerva»-Dokuments zu entschlüsseln, ehe man den Staatsapparat für teures Geld in helle Aufregung versetzt.

Schmidbauer widerspricht weiter: Aus der Schweiz heraus seien nicht über Hundert Staaten flächendeckend überwacht worden. Die Abhöraktion sei begrenzt und zielgerichtet gewesen. Auch die Behauptung, die Geheimdienste hätten dank Crypto Millionen verdient, weist er zurück. Er findet nicht, sagt der Geheimdienstexperte, dass die Glaubwürdigkeit der Schweiz und ihrer Regierung gelitten habe: «So drastisch kommt das nicht.»



Kumpanei in Davos.

Bei uns ist kein Kunde König. Unsere Patienten sind Kaiser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

PYRAMIDE
KLINIK AM SEE



Maulkorb: Marc Fehlmann. Seite 52



Goodbye Hollywood: Faye Dunaway. Seite 56



«Was Bernhard für die Deutschschweizer ist, bin ich für die Romands.»

Roland Collombin: Seite 36

Titelgeschichte

- 24 **Sommarugas Geheimtakt**
Kumpanei mit der EU

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
9 Kommentare
Immer weniger Westen
10 Schweiz Allein nach Moskau
11 Eine Frage der Moral
Im Herzen der Hölle
12 Porträt der Woche
13 Gewinner und Verlierer
Puppen, Sex und Sonnenuntergang
14 **Kopf der Woche** Georg Stucky:
Vater des Wirtschaftswunderlandes
20 Mörgeli «Trumps Kriegserklärung»
20 **Bodenmann**
Steuerhinterzieher verraten?
21 Medien Grüsse vom grossen Bruder
21 Die Deutschen Mein erster Jude
43 Brief aus Berlin Die Deutschen
und ihre Vergangenheit

Inland

- 26 Mit gezinkten Karten
Karin Keller-Sutters Halbwahrheiten
30 **Crypto-Affäre** Bringt der
Ex-Bundesrichter Licht ins Dunkel?
32 Skandal, made in Seldwyla
Analyse von Kurt W. Zimmermann

- 35 Aussenpolitik Operation Uno
37 Diebe und Wegelagerer
Andrea Masüger über Adam Quadroni

Ausland

- 34 «Anti-Greta» Die 19-jährige
Klimaskeptikerin Naomi Seibt
40 **Julian Assange**
Verräter oder Freiheitsheld?
46 **Rupert Scholz**
Thüringens Verfassungsgroteske
48 Harvey Weinstein
Tod eines Filmproduzenten
49 Inside Washington Bauerntölpel

Wirtschaft

- 38 **Zeitgeists treue Kosmetikerin**
Farner Consulting im Wandel

Kultur & Gesellschaft

- 18 Pflicht zur Erinnerung Nico
Hofmann über die Serie «Holocaust»
36 Roland Collombin
Der tollkühnste Abfahrer
44 Gladiatorenkinder
Thaibox-Opfer Anucha Tasako
52 Marc Fehlmann Chaos im
Historischen Museum Basel
54 **Gross im Kommen**
Frauen lieben Sexhörspiele
56 Hollywoods langsamer Abschied
Hat es sich ausgeträumt?
60 König der Kinder
Geniale Pädagogen: Janusz Korczak

Rubriken

- 9 Im Auge Mary Lou McDonald
16 Personenkontrolle
17 Nachruf Ulrike Freifrau von Mengden
22 Darf man das?
22 Leserbrief
23 Fragen Sie Dr. M.
50 Ikone der Woche Taylor Swift
55 Jazz Monk's Mood
57 Die Bibel Orientierung
58 Kino «Jagdzeit»
59 Knorrs Liste
59 **Körzis Hollywood**
Ist das Handy das neue Kino?
62 Thiel Suizidale Bildung
62 Namen Trinken, tanzen, spenden
62 Fast verliebt Körperscham
63 Unten durch Falschfahrer
64 Wein Süsse des Lebens
64 Salz & Pfeffer Heimkehr
65 Auto VW T-Cross Style
66 Tamaras Welt
Dragqueen-Stunde mit den Kids



VIP-Package: «Das Zelt» 2020

Stargast an der grossen Gala

Am 3. April 2020 trifft sich die Schweizer Showszene zur glamourösen Gala in Zürich. Mit dabei sind Weltklasse-Artisten, Comedians, Top-Sportler, Musikgrössen und allerlei Prominenz. Und mittendrin glänzen Sie – als Stargast beim Saisonauftakt des grössten Schweizer Tourneetheaters!

Ursprünglich konzipiert für die Landesausstellung Expo.02, hat sich «Das Zelt» seit 2002 als fester Bestandteil des Schweizer Kulturlebens etabliert. Unter dem Motto «Comedy, Concert, Artistic» gastiert die weisse Zeltstadt dieses Jahr auf dem Zürcher Kasernenareal.

Einmal als VIP über den roten Teppich schreiten? An der exklusiven Gala wird dies möglich! In der VIP-Zone geniessen Sie den Abend in vollen Zügen. Mit einem der begehrten und limitierten Tickets erleben Sie unvergessliche Momente. Für das leibliche Wohl sorgen Snacks und ein Cüpli, gefolgt von einem Apéro riche (Gala-Gold-Package) oder einem Gourmet-Menü mit erlesenen Weinen (Gala-Platin-Package).

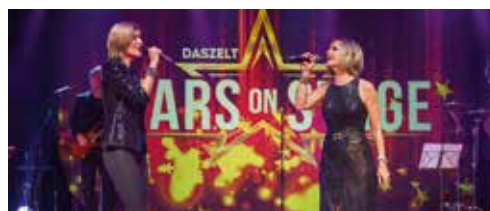
Gala 2020-Programm:

Durch das hochkarätige Gala-Programm führt die ehemalige Miss Schweiz Christa Rigozzi. Die charmante Tessinerin präsentiert eine atemberaubende Show mit den musika-

lischen, humoristischen und akrobatischen Highlights der Tournee 2020:

- «Stars on Stage» Weltklasse-Artisten präsentiert von Cathrine Steiner mit Tanja Dankner & Band
- «Let Life Flow» mit Blues-Legende Philipp Fankhauser
- «Miststück» mit Comedy-Star Helga Schneider
- «Comedy Club 20» mit Birgit Steinegger und Michel Gammenthaler: und viele weitere Stargäste!

Weitere Infos unter www.weltwoche.ch/platin-club



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Package «Das Zelt»-Gala, Kasernenareal, Zürich

Datum:
Freitag, 3. April 2020, 20 Uhr

Gala-Gold-Package pro Person:
Fr. 230.– (statt Fr. 280.–)
Showticket 1. Kategorie
Apéro riche inkl. Getränke (Stehtische)
Pausengetränk
After-Show-Party

Gala-Platin-Package pro Person:
Fr. 330.– (statt Fr. 380.–)
Showticket 1. Kategorie
3-Gang-Menü inkl. Getränke (8er-Tische)
Pausengetränk
After-Show-Party

Buchung:
Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Weltwoche-Spezialangebot» an info@daszelt.ch. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge des Eingangs berücksichtigt.

Veranstalter:
Das Zelt AG, Aeschenvorstadt 71, 4051 Basel
www.daszelt.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Immer weniger Westen

Von Hansrudolf Kamer — Europa lamentiert sich in eine Krisenstimmung. Präsident Macron versucht eine Zielgebung, Deutschland weiss nicht, wohin. Nur die Angelsachsen bleiben realistisch.



Sucht Deckung: Präsident Macron.

Kann es noch schlimmer werden? Wer deutschen Politikern zuhört, neigt zur Antwort: Kaum. Zum Auftakt der Sicherheitskonferenz in München, wo man sich dieses Jahr eifrig mit Handdesinfektionsmitteln bediente, stimmte auch deren Leiter Wolfgang Ischinger in den Chor der Kassandren ein. Die Lage sei ungewöhnlich ernst, die internationale Situation sehr gefährlich.

«Situation Hopeless – But Not Serious» lautete dagegen schon im Jahr 1965 der Titel eines Films mit Alec Guinness in der Hauptrolle. Dieser Sichtweise sehen sich – einmal mehr – die Angelsachsen verpflichtet. Das ist erfreulich, denn sie tragen auch die Hauptlast bei der Instandhaltung des Westens, in dem sich nach wie vor sehr gut leben lässt.

Auch der Zustand der westlichen Verteidigungsallianz ist so gut wie eh und je: Noch immer sind die Russen draussen, die Amerikaner drinnen und die Deutschen unten. Vor sechs Jahren hatte aber der redegewaltige damalige deutsche Bundespräsident Joachim Gauck seine Landsleute aufgefordert, vom Sofa aufzustehen und endlich mehr «internationale Verantwortung» zu übernehmen.

Worte ersetzen Taten – auf die «Ruck-Rede» folgte Entspannung. Mittlerweile gehört die Verantwortungsrhetorik zum deutschen Diskurs auf höherer Ebene. Dass die Ergebnisse

dürftig sind, stört nicht. Ischinger betonte, es wäre schön gewesen, wenn Deutschland mindestens so viele Flugzeuge gegen den Islamischen Staat eingesetzt hätte wie Dänemark. «Wir haben nämlich kein einziges eingesetzt, das schießt, sondern nur Fotos gemacht.»

Suche nach dem dritten Weg

Heuchelei ist ein notwendiges Schmiermittel der Politik. Den Bekundungen der andern Europäer, die Deutschen sollten mehr tun, steht immer noch die historisch erhärtete Erkenntnis gegenüber, dass dem gar nicht so gut wäre. Man ist also eigentlich zufrieden mit der Lage, zumal der amerikanische Aussenminister Pompeo in trumpschem Überschwang ausrief, der Westen sei dabei zu gewinnen.

Allerdings, wenn ein Trumpianer dies sagt, muss es falsch sein. Ein Europäer würde so etwas nie sagen. Und so wird Europa auf absehbare Zeit hin Amerikas Juniorpartner bleiben. Das Ziel europäischen Ehrgeizes formulierte der französische Präsident Macron. Er sucht den dritten Weg, jenen zwischen allen grossen Mächten – Europa die dritte Kraft neben Amerika und China. Er wies Pompeos sonnige Zuversicht hart zurück, versuchte aber seinerseits Aufbruchstimmung zu verbreiten.

Das wollte nicht so recht gelingen. Macron erklärte programmatisch, die Ära der allwis-

Noch immer sind die Russen draussen, die Amerikaner drinnen und die Deutschen unten.

senden amerikanischen globalen Polizisten sei vorbei. Er musste sich aber von Pompeo aufzählen lassen, wo überall auf dem Globus der amerikanische Fussabdruck sichtbar sei. Schon im Dezember hatte der Franzose der Nato den «Hirntod» diagnostiziert und die Menschheit am Abgrund gesehen.

Das war eine Floskel, denn die Nato hatte nie ein Hirn, war nie der strategische Impulsgeber des Westens. Das war immer Amerika, das sich durch das europäische Bündnis nur bedingt fesseln liess, unterstützt fallweise von andern Regierungen, aber immer ohne Frankreich. Trumps Aussage, die Allianz sei obsolet, hat inzwischen etwas Staub ange-setzt. Sie war der Versuch, die Europäer wachzurütteln – was amerikanische Präsidenten, Aussenminister und Pentagonchefs im Übrigen seit je versuchen. >>>

Bobby Sands lebt



Mary Lou McDonald, Wahlsiegerin.

Sie war zwölf, als der IRA-Häftling Bobby Sands 1981 mit 27 Jahren im Hungerstreik starb und seine subversiven Gedanken und Gedichte auf Zigarettenpapier hinterliess. Heute ist sie die Überraschungssiegerin der Irland-Wahlen. Nur, als ausgezählt wurde, fehlten Mary Lou McDonald, 50, nicht die Stimmen, aber groteskerweise genügend Namen auf den Wahllisten. Damit hatte niemand gerechnet. Sinn Fein (irisch: «Wir selbst») galt lange als der politische Arm der Untergrundarmee IRA im nordirischen Bürgerkrieg. Heute kämpft sie als einzige Partei grenzübergreifend, sowohl in der Republik Irland wie im britischen Nordirland, für die Vereinigung.

Bobby Sands war ihr Erweckungserlebnis, aber sie blieb das bildungshungrige Mädchen aus gutem Haus, besuchte das teure katholische Internat, studierte Literatur (Joyce, Beckett), Industriegeschichte und europäische Integration, mit drei Abschlüssen. Während eines Jahres befreite sie ihren Kopf als Englischlehrerin in Andalusien. Sie heiratete ihren Mann Martin Lanigan, Sicherheitsexperte einer Gasfirma, und bekam zwei Kinder. Einst flüchteten Iren in Massen vor Seuchen und Hungersnöten, jetzt sind sie notorische Gewinner: beim Eurovision Song Contest und als zweitreichste Nation der EU, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen. Sinn Fein wurde ihren Paria-Geruch nicht los. Mary Lou war 2004 die erste gewählte Abgeordnete der Partei im Europaparlament, verlor den Sitz jedoch 2009 wieder und zog 2011 ins irische Unterhaus ein. Als der charismatisch-finstere Sinn-Fein-Leader Gerry Adams, ein Nordire, 2018 nach 35 Jahren den Vorsitz räumte, implodierte die Bewegung. Doch über Nacht zündete seine Nachfolgerin McDonald das Frauenwunder, Sinn Fein eroberte das Höchstresultat von 24,5 Prozent.

Das muss auch den *lady's man* Boris Johnson an der Downing Street 10 beunruhigen. In Schottland arbeitet die sanfte Sprengmeisterin Nicola Sturgeon an der Abspaltung, und Mary Lou McDonald mischt in Irland die Karten neu. Landkarten? Peter Hartmann

Macron ist ein Augenschwärzer. Seine europäischen Visionsreden sind für den öffentlichen Gebrauch. Selber weiss er sehr wohl zwischen amerikanischer Wahlkampfrhetorik und den realen strategischen Verhältnissen zu unterscheiden. Real ist für ihn, dass Grossbritannien, das militärisch potenteste und strategisch agilste Mitglied, die Europäische Union verlassen hat und eine grosse Lücke hinterlässt.

Er hat deshalb mit seiner Charmeoffensive begonnen und in einer Note des Elysée – einem «Brief von Emmanuel Macron an das britische Volk» – an de Gaulles Londoner Aufruf vor achtzig Jahren und das Lancaster-House-Abkommen vor zehn Jahren erinnert. Es sei an

Frankreich braucht Grossbritannien, allein ist es zu schwach, auch mit «Europa».

der Zeit, die französisch-britische Zusammenarbeit bei der Verteidigung, der Sicherheit und den Nachrichtendiensten zu vertiefen. Frankreich braucht Grossbritannien, denn allein ist es zu schwach, auch mit «Europa».

Sehr viel Zeit bleibt nicht

Der deutsche Bundespräsident Steinmeier rief Europa ebenfalls dazu auf, seine eigene Antwort auf die folgenreichen Verschiebungen in den globalen Macht- und Einflussphären zu entwickeln. Die regelbasierte Ordnung sei auf dem Rückzug, meinte Steinmeier, internationale Abkommen würden gekündigt, der Einfluss der Uno schwinde. Die Konkurrenz der grossen Mächte sei zurück.

Auch in Berlin ist natürlich bekannt, dass die Konkurrenz der Mächte nie aufgehört hat und eine regelbasierte Weltordnung nur Wunschdenken war. Steinmeier verkörpert aber so etwas wie einen deutschen Grundkonsens, der sicherheitspolitisch nicht weiss, wohin: Macron unterstützen – nein; Trump – sicher nicht; China – leider doch nicht; Russland – gefährlich, aber abwarten.

Mit den Aufrufen und Plänen für mehr europäische Eigenständigkeit in militärischen Belangen und mehr strategische Autonomie, wie sich Macron ausdrückt, verhält es sich wie mit der Lissabon-Strategie 2000. Diese hatte zum Ziel, die Europäische Union bis 2010 zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten Wirtschaftsraum der Welt zu machen. Am Ende wurde nüchtern konstatiert, es habe der politische Wille gefehlt. Heute heisst das gleiche Vorhaben «Europa 2020». Sehr viel Zeit also bleibt nicht.

Statt Aufstieg Abstieg. Die Mitgliedstaaten driften auseinander und verlieren sich in fruchtlosen Auseinandersetzungen über Autoritarismus, Populismus und Illiberalismus. Am politischen Willen mangelt es noch immer. Kein Wunder, sucht Macron Deckung auf der andern Seite des Ärmelkanals.

Kultur

Allein nach Moskau

Von Urs Paul Engeler — Staatlich gefördertes Wegschauern: Micha Lewinskys Komödie «Moskau einfach!» vernebelt die Realität.



Platte Pointen: «Moskau einfach!»

Der andere Mann im grossen Kinosaal (122 Plätze) verliess nach zehn Minuten die Vorführung. Schade, aber begreiflich. Gerne hätte ich erfahren, ob wenigstens er einmal lacht beim breit promoteten Film, der eine Komödie ist. Doch wer flieht, hat gute Gründe: der Plot ein plumptes Plagiat, geklaut von Rolf Lyssys «Die Schweizermacher», zwei, drei amüsante Rollenspiegelungen, die Pointen platt bis auf zwei. Für Unterhaltungssuchende wird's ein verlorener Abend. Und politisch? Wie viel Erkenntnis und Denkstoff gibt es für die Fr. 19.50 Eintritt und 99 Minuten Ausharren? Immerhin spult «Moskau einfach!» eine Geschichte ab, die vor dreissig Jahren die Schweiz durchgeschüttelt hat. Und das Bundesamt für Kultur hat den Streifen mit 1 451 724 Steuerfranken gefördert. Er muss bedeutend sein. Auch wenn er ab neun Jahren freigegeben ist.

Das Dümme oder Falscheste zur Relevanz des Fichenfilms steuerte nach der Premiere an den Solothurner Filmtagen alt Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) bei. Der Mann, der im Herbst 1989 als PUK-Präsident die Fichenaffäre lostrat, raunte ins Mikrofon des Schweizer Fernsehens, das den Film mitfinanziert und -pusht: «Das Thema ist dermassen tragisch und aufwühlend, dass man ihm nur mit einer Komödie beikommt.»

Als Leuenberger seinen Bericht über die Sammelwut der Behörden und deren 700 Karteiblätter zu Menschen und Organisationen präsentierte, inszenierte er keineswegs eine leichte «Komödie». Mit hochmoralischem Pathos läutete er eine politische Zeitenwende ein. Der Protest gegen den Überwachungs- und Kontrollstaat leitete die Machtverschiebung von rechtsbürgerlich zu halblinks bis ganzlinks ein. Das war politischer Ernst. Leuenberger wurde als erster prononciert Linker und 68er Bundesrat.

Kontrolle der Gegenseite

Verschleierns sagte der Alt-Magistrat, weil die heimliche Ausforschung der Bürger mit der Fichenaffäre nicht etwa ihr Ende fand, sondern erst richtig begann, nur anders gepolt und professioneller und wirkungsvoller ausgeführt, und zwar mit seiner Hilfe. Zur gleichen Zeit, als er sich über die Fichierung angeblich unschuldiger (linker und linksextremer) Menschen und deren traurige Schicksale ereiferte, unterschrieb und unterstützte Leuenberger einen Vorstoss, der die gleiche Bundesanwaltschaft aufforderte, nun mit den gleichen Methoden rechte und rechtsradikale Gruppierungen auszususpionieren und über diese Menschen und Organisationen gleiche Register anzulegen.

Der von Leuenberger mitgetragene Vorstoss der Landesring-Nationalrätin Verena Grendelmeier («Linksextremismus ist heute schlicht kein Thema mehr») verlangte 1990 einen detaillierten Bericht über Propagandamittel und Publikationen rechtsextremer Gruppen, über deren zahlenmässige Bedeutung, über Kreuz- und Querverbindungen zwischen den Organisationen und Parteien («nationale Koordination») und so fort im ausufernden Katalog zur engen politischen Kontrolle der Gegenseite.

Der Bundesrat nahm das Postulat noch so gerne entgegen und setzte den eben noch verdammten Trupp in umgekehrte Richtung in Bewegung, mittlerweile ausgerüstet mit modernster Technologie zur Handy- oder Internetüberwachung, sogar mit Hilfe von Trojanern. Mit Daten aus dem Netz, aus offenen Quellen und verdeckten Massnahmen hat der grosse Bruder Nachrichtendienst bereits 7,7 Millionen Dokumente angehäuft, um die vielen neuen Verdächtigen stets im Auge zu behalten.

Eine fade Komödie über (rechte) polizeiliche Tollpatsche kommt dieser Realität nicht nur nicht bei. Sie vernebelt. Vielleicht wurde sie darum staatlich gefördert.

Im Herzen der Hölle

Von Eugen Sorg — Das Böse ist ein Meister der Tarnung. Es kann jede Gestalt annehmen. Und am gefährlichsten ist es, wenn man seine Existenz verneint.

Am 27. Januar 1945, vor 75 Jahren, befreiten Stalins Truppen das Vernichtungslager Auschwitz von seinen deutschen Betreibern. Über eine Million Menschen hatten diese innert vier Jahren dort umgebracht, Männer, Frauen, Kinder, in ihrer Mehrzahl Juden. Auschwitz war das effizienteste aller Todeslager und steht als Chiffre für den ungeheuerlichen Versuch der Nazis, die «jüdische Rasse» auszurotten. Seit die Vereinten Nationen den 27. Januar zum Internationalen Holocaust-Gedenktag erklärt haben, wird dieser weltweit begangen. Ziel der Einrichtung ist es, die Erinnerung an das Böse lebendig zu erhalten. Wozu? «Jede Generation», erklärte Uno-Generalsekretär Kofi Annan vor fünfzehn Jahren, «muss wachsam sein, um sicherzugehen, dass sich solche Ereignisse nicht erneut abspielen.»

Abgesehen davon, dass Annans Mahnung wieder zu spät kam – mindestens drei weitere Völkermorde hatten seit dem Holocaust stattgefunden: in Kambodscha, Ruanda, Darfur –, kann man sich auch die Frage stellen, wie sehr eine institutionalisierte Gedenktagkultur dem Erinnern wirklich hilft. Die feierlichen Kranzniederlegungen, die schwere klassische Musik, die professionellen Betroffenheitsgesichter der anwesenden Polit- und Religions-Nomenklatura, die formelhafte Beschworung der «unauslöschlichen Schande», des «unermesslichen Leids», des «Nie wieder» – all dies kann den Eindruck eines abgehobenen, verselbständigten Rituals vermitteln, das vielleicht Respekt, Ehrfurcht oder diffuse Schuldgefühle weckt, ohne jedoch persönlich zu berühren oder gar einen Denkprozess auszulösen. Und dies geschieht umso häufiger, je weiter zurück das schreckliche Ereignis liegt. Eine kürzlich durchgeführte Umfrage hat ergeben, dass ein Viertel aller Franzosen unter 38 Jahren noch nie vom Holocaust gehört haben will. Und in den anderen europäischen Ländern ist die Situation ähnlich.

Die Gedenkveranstaltungen zu Auschwitz sind bedeutungsschwanger und überwiegend abstrakt. Damit aber eine historische, fremde Erinnerung Teil des eigenen Gedächtnisses, des eigenen Inneren wird, muss sie konkret sein, fühlbar, hörbar, sichtbar, konkret wie das Unheil selbst. Die Erinnerung

muss weh tun, sonst geht sie verloren. Sie muss schmerzen und aufwühlen wie zum Beispiel die Aufzeichnungen des polnischen Juden Salmen Gradowski, der im Dezember 1942 zusammen mit einem Teil seiner Familie in Viehwaggons nach Auschwitz transportiert worden war. Während seine Angehörigen direkt nach der Ankunft im Lager umgebracht wurden, teilte man den dreissigjährigen Kaufmann dem aus jüdischen Häftlingen bestehenden «Sonderkommando» zu. Ihre Aufgabe war es, die Opfer in einen Auskleideraum und dann in die Gaskammern zu geleiten. Nach der Vergasung mussten sie die Kammern leeren und säubern und alles Verwertbare von den toten Körpern behändigen: das Haar der Frauen, Goldzähne, Prothesen, um danach die Leichen im Krematorium zu verbrennen und die Asche in Gruben oder im Fluss zu entsorgen.

Gradowski lebte im «Herzen der Hölle», und ihm war klar, was ihn erwartete. Als Mitglied des Sonderkommandos hatte er Zugang zur Intimzone der Mordmaschinerie, er war einer der wenigen unmittelbaren Zeugen der planvollen

Auslöschung des jüdischen Volkes, jenes unfassbar monströsen Projekts, das die Nazis unter grösster Geheimhaltung betrieben. Er war ein Toter auf Abruf.

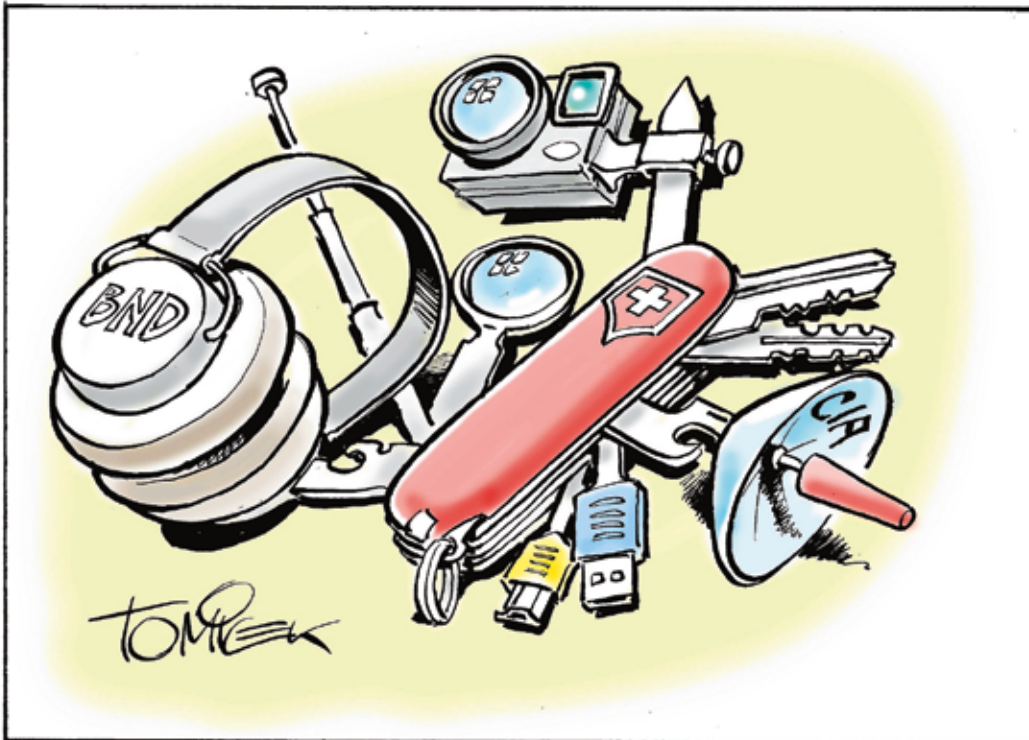
In dieser Lage, am «Rande des Grabes» begann er zu schreiben, nachts, in seiner Muttersprache Jiddisch, in «Gefahr und Erregung», und steckte die Manuskripte in blecherne Feldflaschen, die er in der Nähe der Krematoriums vergrub, wo sie nach dem Krieg teilweise wieder gefunden wurden. Gradowski, der vier Monate vor der Befreiung bei einem Aufstandsversuch getötet worden war, hatte für die ahnungslosen Menschen in der «freien Welt» ein Zeugnis ablegen wollen und dabei ein erschütterndes und einzigartiges literarisches Werk, eine Tragödie ohne Katharsis geschaffen.

Aktive Gedenkkultur

Er führt den fiktiven Leser durch alle Kreise des Grauens, ein «Dante der Shoah», vom Viehwaggon zur Selektionsrampe, vom Appellplatz über die Gaskammer bis zum Verbrennungsofen. Er berichtet von der Verzweiflung und Erniedrigung, analysiert das «Opium der Hoffnung», begehrt auf gegen Gott, der sein Volk verlassen habe, nährt sich an der Vorstellung von Rache, und manchmal konzentriert er seinen Blick auf die konkreten Details des Schreckens, präzise und unbarmherzig wie eine hochauflösende Kamera. «Dann wird das Höllenmaul aufgemacht und das Brett [mit den vergastem Kindern und Erwachsenen] in den Ofen geschoben. [...] Die Haut läuft blasig auf und platzt in Sekundenschnelle. Die Hände und Füße bewegen sich – da ziehen sich jetzt die Adern zusammen und bewegen die Glieder. Der ganze Körper flackert schon stark, die Haut ist geplatzt, das Fett läuft aus und du hörst das Zischen im brennenden Feuer. [...] Gleich platzt der Bauch. Die Eingeweide und Gedärme treten aus und in Minuten ist nichts mehr von ihnen da. Am längsten brennt noch der Kopf.»

Könnte ohne aktive Gedenkkultur, wie Annan anmahnte, Auschwitz erneut möglich werden? Nicht in Deutschland. Das Land war nach dem verlorenen Krieg gezwungen worden, seine ewige Schande anzuerkennen, und musste sich neu erfinden. Und zudem wiederholt sich die Geschichte nicht. Wozu also die unerträgliche Erinnerung an Auschwitz aufrechterhalten? Erstens aus Respekt vor den sechs Millionen unschuldig Ermordeten. Und zweitens als Hinweis auf die dunkle Fähigkeit des Menschen, anderen Menschen die Hölle anzutun. Das Böse ist ein Meister der Tarnung. Es kann jede Gestalt annehmen. Und am gefährlichsten ist es, wenn man seine Existenz verneint.





EXPORT-AUSFÜHRUNG MODELL 'CRYPTO'

Ausland

Bei den **Vorwahlen in New Hampshire** kann sich das demokratische Trio Bernie Sanders, Pete Buttigieg und Amy Klobuchar deutlich von seinen Konkurrenten absetzen. Der ungarische Staatspräsident Viktor Orbán will zehn Bäume für jedes Neugeborene pflanzen lassen.

Höhenflüge. Nur eine Woche nach seinem Weltrekord übertrifft der schwedische Stabhochspringer Armand Duplantis mit 6,18 Metern seine eigene Bestmarke. Eine **betrunkene Britin**, die auf 9000 Meter Höhe versuchte, die Flugzeugtüre zu öffnen, ist zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Unter dem Sternenhimmel Mexikos bricht der **Vulkan Popocatepetl** erneut aus.

Der Papst schafft Klärung im Zölibatsstreit: Laien dürfen nach dem Willen **Franziskus I.** im Gottesdienst leitende Aufgaben übernehmen, doch das Abendmahl und die Beichte bleiben der «exklusiven Identität» von Priestern vorbehalten. Erstmals zwanzig Grad geknackt: neuer **Temperaturrekord** in der Antarktis.

Das französische Telekommunikationsunternehmen Orange hat ein erfolgreiches Jahr hinter sich, vor allem dank stark gewachsener mobiler Bankgeschäfte und Telefonie in Afrika. Die **Grüne Liga** legt erfolgreich Beschwerde gegen die Rodungsarbeiten für Teslas geplante Autofabrik in Brandenburg ein: Gericht verhängt Baustopp.

Das Verbot von Homosexualität habe nichts mit **Homophobie** zu tun, erklärt der senegalesische Staatspräsident Mack Sally dem kanadischen Premierminister Justin Trudeau, sondern mit «**kulturellen Normen**».

Gemäss einer Befragung des Allensbach-Instituts fürchten sich 78 Prozent der befragten Deutschen vor der Kriminalität **arabischer Grossfamilien**. Der italienische Senat hebt die Immunität von **Matteo Salvini** auf und ermöglicht damit ein Verfahren wegen Amtsmissbrauchs: der frühere Innenminister hatte im Sommer 2019 einem Schiff mit Flüchtlingen an Bord das Anlegen verwehrt.

«No Time To Die», der Titelsong von Billie Eilish für den neuen **James-Bond-Streifen**, ist veröffentlicht worden. Das Pentagon will **3,8 Milliarden US-Dollar** für den Bau von Trumps Grenzmauer zu Mexiko bereitstellen.

Manchester City wird für zwei Jahre von der Champions League ausgeschlossen, weil der Fussballklub gegen das Financial Fairplay der Uefa verstossen habe. **Miss Germany 2020** ist Leonie Charlotte von Hase, die mit 35 Jahren älteste Kandidatin des Contests. Das auf eine Million Euro geschätzte Gemälde «Stilleben» von **Pablo Picasso** wird verlost: Mit dem Erlös der Lotterie sollen Wasserprojekte in Afrika finanziert werden.

#HeToo: Nach dem Vorwurf des häuslichen Missbrauchs – die Schauspielerin **Amber He-**

ard soll ihren Ex-Mann **Johnny Depp** geschlagen haben, zeigen Tonbandaufnahmen des Paartherapeuten – verklagt Depp Heard auf über fünfzig Millionen Dollar Schadenersatz wegen Rufmordes: Sie hatte zuvor Depp der häuslichen Gewalt bezichtigt.

Inland

In Dokumenten, die ausgesuchten Medien zugespielt wurden, wird ersichtlich, dass die auf Informationssicherheit spezialisierte Zuger Firma **Crypto AG** während Jahrzehnten Scheinfirmen der CIA und des deutschen Nachrichtendienstes gehörte und manipulierte Chiffriergeräte an vornehmlich afrikanische, südamerikanische und arabische Staaten lieferte. Angeblich waren frühere Bundesräte wie **Kaspar Villiger (FDP)** und **Arnold Koller (CVP)** darüber informiert.

Der zum Rücktritt gezwungene **CS-Chef Tidjane Thiam** präsentiert zum letzten Mal die Jahreszahlen der Schweizer Grossbank mit **3,42 Milliarden Franken Gewinn**. Diebe klauen aus einem Waadtländer Gourmetrestaurant **Spitzenweine** im Wert von rund 240000 Franken. An der Biathlon-WM holt **Aita Gasparin** den zehnten Rang.

Ein dreizehnjähriges Mädchen verunfallt in einer Trampolinhalle im bernischen Belp tödlich. Bundesrätin **Viola Amherd (CVP)** einigt sich aussergerichtlich in einer Mietstreitigkeit mit dem Energiekonzern Alpiq.

Swiss streicht bis Ende März aufgrund des Coronavirus sämtliche **China-Flüge**. Wie die Zeitung *Le Temps* berichtet, wollten **Genfer Dschihadisten** die Tankanlage nahe des Flughafens Cointrin in die Luft sprengen. Der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) konnte den Anschlag vereiteln.

Forscher des Paläontologischen Instituts der Universität Zürich entdecken in Südamerika die Überreste der **grössten bisher bekannten Schildkröte**: gehört, tonnenschwer und mit bis zu drei Meter Panzerlänge. David Trachsel ist neuer Präsident der Jungen SVP. Der dänische **Prinz Frederik, 51**, muss nach einem Skiunfall in Verbier nach Kopenhagen ausgeflogen werden.

Die Staatspolitische Kommission des Nationalrats will, dass Mitglieder von parlamentarischen Kommissionen künftig **keine bezahlten Mandate** von Unternehmen und Organisationen mehr annehmen dürfen. Ringier geht mit seinem digitalen **Blick-TV** auf Sendung. *Peter Keller*



Verpielte Unschuld: Barbies.



«Comme il faut»: Regierungssprecher Griveaux.

Gewinner und Verlierer

Puppen, Sex und Sonnenuntergang

Von Michael Bahnerth — Die Barbie auf Irrwegen, ein Franzose onaniert sich von der Bildfläche, Boris Johnson lässt es sich gutgehen, und ein Schlagersternchen schlägt im Namen der Liebe zu.

Verlierer

Während das in sozialetischen Angelegenheiten nach absoluter Sauberkeit strebende Dänemark Gummipuppen in Kindergrösse aus den Sexschuppen entfernen liess, Deutschland sie darin belies, die Schweiz sich diesbezüglich neutral verhält, macht gerade eine andere Puppe von sich reden; **Barbie**. Seit ein paar Wochen ist eine Weiterentwicklung der besten Freundin vieler fünfjähriger Mädchen auf dem Markt, die Barbie «Selfcare».

Es ist ein die Kindheit zerstörendes Monster, ein Spielzeug zum Unglücklichwerden, eine üble Konditionierungsmaschine. Barbie macht jetzt neu einen Tag pro Woche Wellness, Yoga und Spa und braucht natürlich all die Utensilien dazu: Bürsten, Badeprodukte, Yoga-Pants, Proteinriegel und all die Dinge für Maniküre, Pediküre; im Grunde ist alles in den diversen Packages zwischen 20 und 30 Franken dabei, ausser Botox, aber das kommt bestimmt noch. Eine Meditations-App für 13 Dollar im Monat gibt es auch schon. Die Unschuld wird dieser Tage auch immer früher verspielt.

Eine bisher nur ansatzweise geklärte Frage ist, ob Politik Politiker mit einer gewissen Machtfülle so über die Massen geil werden lässt, dass sie dabei Folgsame ihrer Geilheit werden und sich ihre Karriere versauen. Oder ob Politiker der menschlichen Gemeinschaft entfremdete Wesen sind, die zwar aus Imagegründen noch eine Ehe führen, welche aber so erloschen ist wie ein Wahlversprechen nach der Wahl, und die deshalb gelegentlich masturbieren, um ein wenig das Gefühl von Höhepunkt zu haben. Das könnte man sich bei den eher lustabgeneigten deutschen Politikern gut vorstellen, bei französischen schon

weniger, da gehört ja ab einer gewissen Hierarchiestufe eine spritzige Affäre einfach zum «comme il faut». **Benjamin Griveaux**, 42, einst Regierungssprecher und Kandidat für das Amt des Pariser Bürgermeisters (Wahlen am 15. März), entschied sich gegen die Affäre und für den eigenhändig produzierten Sex. Da war eine reizvolle 28-Jährige, und Griveaux wurde süchtig nach ihr. Sandte ihr zwischen Wahlkampfauftritten versauerte Nachrichten, sie gab sich als Schweinchen; abends, wohl im Büro, weil da die Luft reiner war als zu Hause, so wird vermutet, durfte er sie auf einem Bildschirm anglotzen und endlich Dampf ablassen. Dann wurden Griveaux' heimliche Spielereien öffentlich, das Ganze war inszeniert worden von einem russischen Aktionskünstler und dessen Freundin. Griveaux trat unverzüglich zurück, stellte spiesig doch Strafanzeige und sitzt jetzt zu Hause. Ob ihn seine Frau an den Computer lässt, ist nicht bekannt. Man darf sich jetzt die Frage stellen, was los ist in Frankreich, wenn Poli-



Brexit-Geist: Johnson, Freundin Symonds.

ker mit Affären im Amt bleiben, und Politiker, die onanieren, zurücktreten.

Gewinner

Es ist unbestritten, dass in der Karibik ein Klima herrscht, das ein wenig lüstern macht. Das ist ja auch der Grund, weshalb Verliebte, Einsame, sexuell ausgehungerte Offen-aus-Paare und so weiter gerne dorthin gehen, um ein wenig Wind ins Land der eigenen Lust zu bringen. Der britische Premier **Boris Johnson**, 55, war unlängst auf Mustique, jener Insel, auf der sich einst die Schwester der Queen, Prinzessin Margaret, von den diversen inneren und äusseren Zwängen des Palastes befreite. Johnson und seine Freundin Carrie Symonds flogen, wie sich das für Vertreter eines Landes voller Geplagter und Isolierter gehört, Economy-Class, aber das war vermutlich nur Show und erträglich insofern, als die beiden auf der Insel eine Villa mit Butler, Koch, Gärtner und stets vollen Eiskübeln bewohnten.

Es gibt im Königreich eine «Liste der finanziellen Interessen von Abgeordneten», auf der die Politiker Spenden offenlegen müssen. Johnson gab an: «Unterbringung für meine Partnerin und mich. Wert: 15 000 Pfund.» Ein britischer Millionär hätte ihn auf seine Villa eingeladen, David Ross, Gründer einer Telefonfirma. Etwas mühsam für Johnson ist nun, dass Ross davon zuerst nichts wusste, sich dann doch irgendwie erinnerte und sagte, er habe Johnson in einer anderen Villa untergebracht. Die Frage, die alle umtreibt, ist nun, ob Johnson für ein bisschen tollen Luxus mit einer Handvoll Telefonlizenzen oder Ähnlichem bezahlt hat. Offenbar ist das der Geist des Brexits; Tauschhandel – und ansonsten mitnehmen, was noch geht, weil keiner weiss, was am Ende übrigbleiben wird.

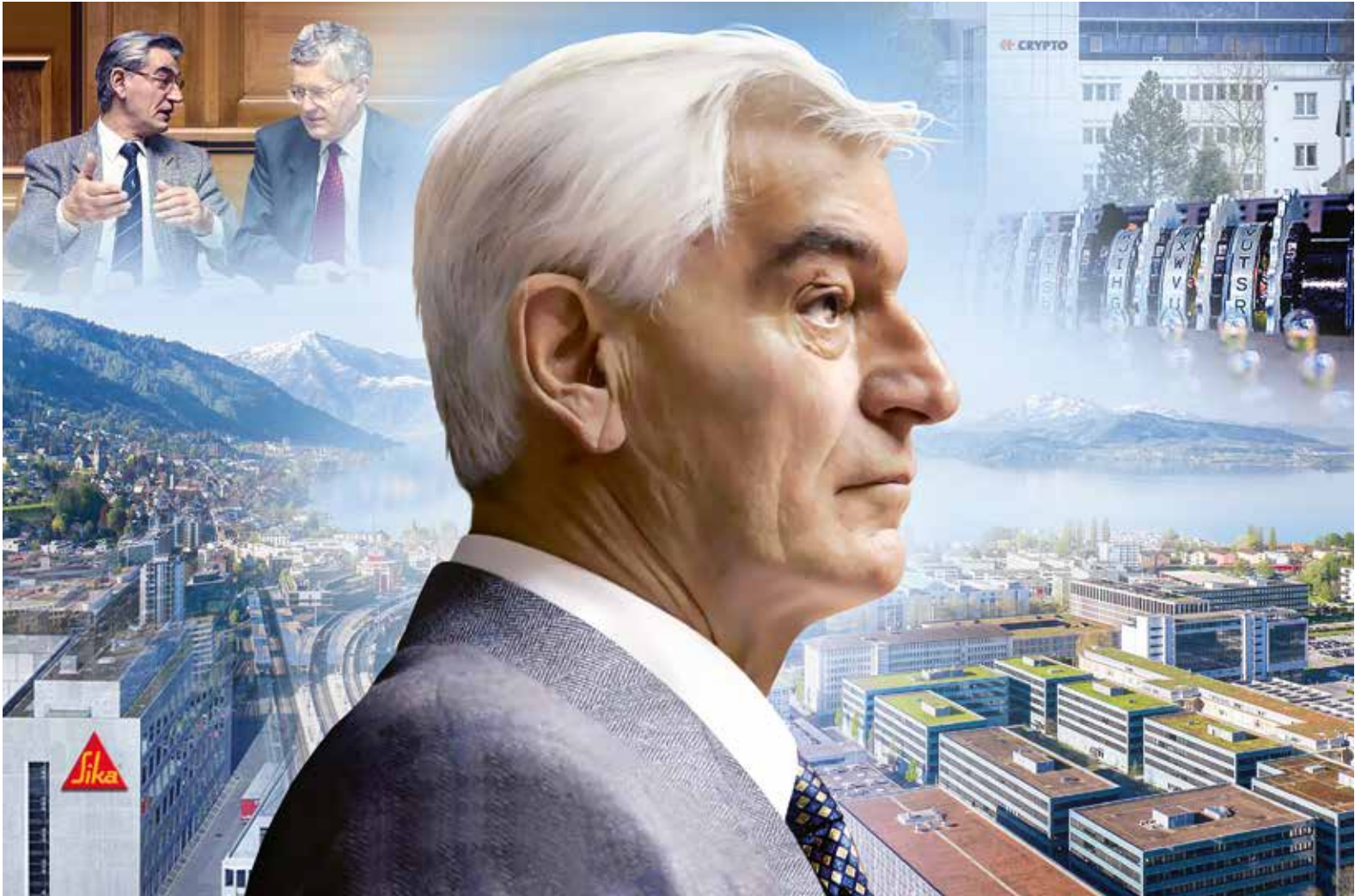
Das in der Liebe oft geschlagene, deutsche Schlagersternchen **Michelle**, 48, hat ihrer neunzehnjährigen Tochter, die gerade auf dem Weg ist, Schlagersängerin zu werden, den Freund ausgespannt. Der deutsche Schlagerhimmel ist deswegen sehr bewölkt, und Mutter und Tochter haben gerade ein wenig ihre Stimmen verloren. Zur kleinen Verteidigung der Mutter muss man anfügen, dass sie im Grunde nur tat, was sie 2001 schon gesungen hatte: «Wer die Liebe lebt».



«Wer die Liebe lebt»: Michelle, Tochter Marie Reim.

Vater des Wirtschaftswunderlandes

Von Christoph Mörgeli — Als Ex-Präsident der geheimdienstumwitterten Crypto AG steht Georg Stucky im Fadenkreuz der Kritik. Doch der Architekt von neun Steuersenkungen hat den Kanton Zug und die Schweiz enorm vorangebracht. Der heute 89jährige Jurist gehört zu den Grossen des Freisinns.



Konsequent liberal: FDP-Politiker Stucky.

Die Blätter von Tamedia konstruieren ihre Anklagen aus einem in holprigem Englisch verfassten Bericht eines deutschen Geheimdienstlers. Demnach habe sich Georg Stucky «mit Kaspar Villiger, dem Verteidigungsminister, in der Crypto-AG-Angelegenheit getroffen». Im Verlauf dieses Treffens habe Villiger gesagt: «Ah, du bist also der Typ im Verwaltungsrat dieser CIA-Firma.» Oder jedenfalls etwas Ähnliches, so das Protokoll. Als ob sich die beiden Exponenten des Zentralschweizer Freisinns zum ersten Mal im Leben gesehen hätten und nicht schon bei Bundsratswahlen gegeneinander angetreten wären. Und als ob der Autor des dubiosen Berichts an der vorgeblichen Sitzung der beiden Schweizer mit am Tisch gesessen wäre.

Spätestens jetzt müsste den recherchierenden Journalisten auffallen, wie faul ihre Story ist und auf welch fragwürdige Quellen sie

ihre Verdächtigungen abstützen. Mit Georg Stucky, dem der Kanton Zug wie die ganze Schweiz sehr viel verdankt, wird ein hochverdienter 89-jähriger Politiker präventiv durch den Schlamm gezogen. Man kritisiert auf Vorrat, greift zu Vorverurteilungen und stellt Stucky in die Nähe landesverräterischer Umtriebe. Er selber ist gesundheitlich schwer angeschlagen und kann keine Auskunft geben. Ist Stucky ein Neutralitätsbrecher, ein Handlanger im Dienste fremder Mächte, kurz, eine Gestalt der Finsternis?

Guinness-Buch-würdig

Die vorschnellen Urteile verkennen, dass Georg Stucky ein ausgezeichneter Zuger Finanzdirektor und gradliniger, einflussreicher Nationalrat war. Als er Mitte der siebziger Jahre die Kantonsfinanzen übernahm, herrschte in Zug die höchste Pro-Kopf-Ver-

schuldung der Schweiz. In seiner sechzehn-jährigen Amtszeit konnte Stucky nicht weniger als neun Mal die Steuern senken, was zweifellos einen Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde rechtfertigen würde. Hatte der Magistrat die ersten paar Steuersenkungen selber angestossen, wurden sie ihm zuletzt vom Parlament befohlen – selbstverständlich zu seiner heimlichen Freude.

Stuckys Steuerregime zog ungezählte Handels- und Dienstleistungsfirmen an, schuf immer mehr hochqualifizierte Arbeitsplätze und sorgte für einen einzigartigen Bauboom. Zwar war der spätere Wohlstand schon durch zwei Steuergesetzrevisionen von 1921 und 1930 angelegt, welche die Holdings, Domizilgesellschaften und gemischten Gesellschaften begünstigten. Doch erst unter Finanzdirektor Stucky kam es zu einer enormen Zunahme von im Kanton niedergelassenen Firmen und

sprudelnden Einnahmen von juristischen Personen.

Es fehlte freilich nicht an linker Opposition und am Druck der anderen Kantone wie aus dem Ausland gegen «Steuerflüchtlinge» und «Steuerschlußflöcher». Doch Stucky vermochte sein «Zuger Modell» so in den Köpfen der Bürgerlichen zu verankern, dass sie heute Steuererhöhungen weit von sich weisen würden. Gegenüber *Zentralplus* wies der Ex-Politiker nicht ohne Genugtuung darauf hin, dass heute der «prononciert rechte Block» der SVP im Parlament, «der sich aufs Sparen konzentriert», ein Drehen an der Steuerschraube verhindere. Zug verwarf 2004 als Geberkanton und grösster Pro-Kopf-Nettozahler der Schweiz den nationalen Finanzausgleich mit 84 Prozent Neinstimmen.

Georg Stucky, heimatberechtigt im bernischen Konolfingen, wurde 1930 als Sohn eines Pfarrers und einer Ökonomin mit Doktorabschluss in Basel geboren. Als Kantonschüler zog der Protestant mit den Eltern ins katholische Zug; später sollte er für kurze Zeit die evangelisch-reformierte Kantonalkirche präsidieren. Stucky studierte in Rekordzeit Rechtswissenschaften und promovierte 1955 in Zürich. 1958 absolvierte er das Rechtsanwaltsexamen und arbeitete danach fast zehn Jahre lang für die Erdölindustrie im Ausland, nämlich in der Bundesrepublik, in Syrien, Ägypten und Libyen, wo er 1963 bis 1967 auch als Schweizer Honorarkonsul amtierte. Rund drei Jahre lang war er Generaldirektor der Texaco AG Schweiz, danach 1971 bis 1979 Geschäftsführer der Erdölvereinigung.

Gegenspieler von Otto Stich ...

Daneben interessierte ihn die Politik so leidenschaftlich, dass darob die erste Ehe, aus der drei Söhne hervorgegangen waren, in Brüche ging. 1975 bis 1990 sass Stucky im Regierungsrat – damals noch kein Vollamt –, 1979 bis 1999 im Nationalrat. Im Jahr seiner Wahl erreichte die FDP mit dem Slogan «Mehr Freiheit und Selbstverantwortung, weniger Staat» ihr bestes Ergebnis seit Einführung des Proporz. Allerdings verstand sich Georg Stucky nie als Parteipolitiker im engeren Sinn. Vielmehr ist es ihm immer wieder gelungen, im freiheitlichen Lager Brücken zu bauen. So unterstützte er die Bemühungen des Bunds der Steuerzahler nach Kräften. Das «Historische Lexikon der Schweiz» bezeichnet ihn als «rechtsbürgerlich». Attribute wie «freisinniger Haudegen» oder «Flügelstürmer des Wirtschaftsfreisinns» (*Tages-Anzeiger*) beziehungsweise «Stahlhelm» (Franz Steinegger) und «Vertreter des Kasino-Kapitalismus» (Rudolf Strahm) trug er mit Gleichmut. Stucky bekämpfte aus konsequent liberaler

Optik das bäuerliche Bodenrecht, die ausufernde SRG, das Arbeitsgesetz, die leistungsabhängige Schwerverkehrsabgabe (LSVA) oder die Parlamentsreform und die Staatssekretäre. Er ärgerte sich über die massiven Kostenüberschreitungen bei Projekten des öffentlichen Verkehrs und wandte sich als Föderalist gegen einen eidgenössisch verordneten Bundesfeiertag («klassischer Staatsinterventionismus»). An seiner Adresse domiziliert waren ehemals so kampfkraftige Organisationen wie Trumpf Buur, Aktion für freie Meinungsbildung, Redressement National und Hofer-Club.

Mit Jakob Schönenberger (CVP) war er 1988 Erstunterzeichner jenes Befreiungsschlags, mit dem AKW-freundliche Politiker handstreichartig das Projekt Kaiseraugst beerdigten. Stuckys grösster parlamentarischer Erfolg bedeutete aber das Mehrwertsteuergesetz von 1993. Er trug ihm allerdings die dauernde Feindschaft von Finanzminister Otto Stich (SP) ein, denn der Zuger nahm ihm und seiner Verwaltung die Vorlage aus den

Stuckys grösster parlamentarischer Erfolg bedeutete das Mehrwertsteuergesetz von 1993.

Händen und bewies, dass sich ein Gesetz innert eines halben Jahres ausarbeiten lässt. Auch gelang dem Präsidenten der Auslandsschweizer-Organisation (ASO), das briefliche Stimmrecht für Auslandschweizer neu zu regeln.

«Ein finanziell angeschlagener Staat hat wenig Selbstbewusstsein und kann dadurch gegenüber dem Ausland nicht optimal auftreten», lautete das Credo des EWR-Befürworters, aber EU-Beitrittsgegners. Der Verwaltungsrat von Firmen wie Sika, Metro, Danzas, Bank Leu, Finanz AG, der Marc Rich AG und verschiedener Erdölunternehmen gehörte zu jenen Volksvertretern, die am meisten Aktienkapital repräsentierten. Mit den Justizministern Rudolf Friedrich und Elisabeth Kopp bot er den amerikanischen Behörden die Stirn, welche die Auslieferung von Marc Rich verlangten. Als Präsident von Richs Doron-Stiftung konnte Stucky viele gemeinnützige und kulturelle Institutionen grosszügig auszeichnen. Der Freund des Rohstoffhändlers wandte sich gegen jede Form des Antisemitismus und gehörte zu den markanten Befürwortern der Anti-Rassismus-Strafnorm.

... und von Kaspar Villiger

Am Pranger der Crypto-Affäre steht gegenwärtig auch Kaspar Villiger, der heute ebenfalls im Steuerparadies Zug wohnt. 1996 hat der Bundesrat den FDP-Delegierten ins liberale Gewissen geredet: «Die Grenzen des Hochleistungsstaates werden dramatisch

sichtbar. [...] Die Quittung sind explodierende Staatsschulden, welche die ohnehin überforderten kommenden Generationen vollends überlasten werden, wenn wir die Kraft zur Umkehr nicht hier und heute aufbringen.» Und Villiger legte noch einen Zacken zu: «Nun müssen wir vom Wort zur Tat schreiten.» Doch er selber brachte weder die Kraft zur Umkehr noch zur Tat auf: Allein in der Amtszeit Villigers explodierten die Bundesschulden von 81 auf 122 Milliarden Franken, die Ausgaben des Bundes von 40,5 auf über 51 Milliarden. Gleichzeitig sind in jener Zeit die Steuern und Abgaben gestiegen wie in keinem andern OECD-Land.

«Zwar schlecht für Bern, aber gut für Zug»

Zu den aufmerksamen Zuhörern bei Villigers Rede in Rapperswil gehörte Nationalrat Georg Stucky. Der Zuger Multi-Verwaltungsrat hatte 1989 parteiintern gegen den Luzerner Industriellen als Bundesrat kandidiert, in der FDP-Fraktion aber nur 8 von 59 Stimmen erhalten; in der Bundesversammlung waren es am Wahltag gerade noch 19. Dabei hätten sich im eigenen Kanton selbst die hartgesottensten Gegner über eine Wahl von Stucky gefreut. Der Linksalternative Hanspeter Uster ätzte, das wäre «zwar schlecht für Bern, aber gut für Zug». Der überzeugt und überzeugend auftretende Wirtschaftsfreisinnige war über viele Jahre das erklärte Feindbild der Linken.

So ist leicht erklärbar, dass die Bundesversammlung den geschmeidigen Kaspar Villiger dem kantigen Georg Stucky vorzog. Denn Stucky war kein Sonntagsliberaler, der die Klassiker des Liberalismus bloss zitiert, aber nicht verinnerlicht hätte. Er war auch kein Schnell- und Vielsprecher wie sein Luzerner Parteikollege, galten doch seine Voten als eher spröde und faktenorientiert.

Georg Stucky wohnt seit Jahrzehnten in Baar, wo er aus den Fenstern seiner grossen Terrassenwohnung fast den ganzen Kanton Zug überblickt. In zweiter Ehe bekam er – bereits im Pensionsalter – nochmals einen Sohn. Der grossgewachsene, sportliche Naturfreund, Segler und Alpinist bedauert die Beeinträchtigung der landschaftlichen Schönheit seines Kantons durch die enorme Bautätigkeit als Folge seiner eigenen Politik. Eine griffigere Bau- und Zonenordnung und mehr Zurückhaltung bei der «ungehemmten Zurschaustellung des Reichtums» wäre durchaus angebracht, wie er vor einigen Jahren erklärte. Denn, so betonte der Pfarrerssohn: «Zu Freiheit und Wachstum gehören Verantwortung und Rücksichtnahme.»

Mehr zum Thema: Seite 30 und 32

Personenkontrolle

**Amherd, Catrina,
Perina-Werz, Michlig,
Challandes, Parmelin,
Ritter, Gujer, Merkel, Rieder,
Gössi, Matter, Keller-Sutter,
Farage, al-Kasim**

Viola Amherd, Filzokratin, lässt einmal mehr mit einer Personalie aufhorchen. Wie das Verteidigungsdepartement (VBS) am 16. Januar kommunizierte, geht **Christian Catrina**, der Delegierte für die Erneuerung der Mittel zum Schutz des Luftraums, nach 32 Dienstjahren in Pension. Jetzt ist durchgesickert, wer den erfahrenen Beamten mit linker Schlagseite ersetzen soll: Verteidigungsministerin Amherd hat – in bewährter Tradition der CVP – die 42-jährige **Alexandra Perina-Werz** als Nachfolgerin bestimmt, eine Bernerin, die unter anderem CVP-Grossrätin, Chef des CVP-Fraktionssekretariates und interimistische Generalsekretärin der CVP Schweiz war. Derzeit leitet Perina die Politik bei der Bank Raiffeisen Schweiz. Wenn es also etwas gibt, mit dem sich die Nachfolgerin von Christian Catrina in den letzten Jahren nicht befasste, dann war es die Schweizer Sicherheitspolitik. Das erstaunt wenig. Denn wie man seit der Nominierung von **Roger Michlig** zum VBS-Cyber-Chef weiss, sind fundierte Fachkenntnisse für Bundesrätin Amherd von geringer Bedeutung – viel wichtiger sind das Parteibuch oder die Walliser Herkunft. (hmo)

Anne Challandes, Vorkämpferin, kann zufrieden sein. Die Präsidentin des Schweizerischen Bäuerinnen- und Landfrauenverbandes hat bei Bundesrat **Guy Parmelin** Gehör gefunden. Dieser will in der jüngst verabschiedeten Agrarpolitik 2022 die sozialversicherungsrechtliche Stellung der Bäuerinnen verbessern, wie dies Challandes Verband seit längerem fordert. Versichert der Bauer seine Frau, die auf dem Betrieb arbeitet, nicht, so soll er künftig um seine Direktzahlungen fürchten müssen. Der Schweizer Bauernverband unter seinem Präsidenten **Markus Ritter**, der sich bis vor kurzem noch gegen die Besserstellung der Bäuerinnen gesträubt hat, scheint sich nun nolens volens mit der Neuerung abzufinden. Es bleibt ihm wohl auch nichts anderes übrig: Die politische Grosswetterlage im Parlament deutet darauf hin, dass die Frauen den Geschlechterkampf auf dem Bauernhof ohnehin gewinnen werden. (fon)

Eric Gujer, Kanzlerinberater, mischt sich als Schweizer gerne in innerdeutsche Angelegenheiten. Im letzten Leitartikel ortete der NZZ-Chefredaktor eine «tiefe Krise» der CDU und einen «lähmenden Schwebezustand» der deut-



Lob für Israel: Moderator al-Kasim.



Zahltag: Brexit-Ikone Farage.



Auf Parteilinie: VBS-Chefin Amherd.



Doppelspiel: CVP-Politiker Rieder.



Frauen-Power: Bauernverbands-Chef Ritter.

schen Politik. So weit, so gut. Dann aber fordert Gujer den Kopf der Bundeskanzlerin: «Merkel sollte dem ein Ende bereiten und den Weg für Neuwahlen freimachen.» Ob dieser gebieterische Auftrag aus Zürich **Angela Merkel** beeindruckt? Und was würde Eric Gujer schreiben, wenn die *Berliner Morgenpost* den Rücktritt des Schweizer Gesamtbundesrates fordern würde? Gelingen in Deutschland der Neuanfang, so Gujer, «werden die Proportionen schnell zurechtgerückt». Gut möglich, dass das deutsche Kanzleramt auch beim Kommentar der NZZ die Proportionen schnell zurechtgerückt hat. (mö)

Beat Rieder, Rückwärtsgewandter, will die Doppelnamen bei der Heirat wieder einführen. Mit seinem Stichentscheid in der ständerätlichen Rechtskommission hat der Walliser CVP-Parlamentarier dafür gesorgt, dass das in jahrelangen politischen Kämpfen hart errungene Namensrecht von 2013 revidiert wird und dass die damals abgeschafften Doppelnamen (ohne Bindestrich) eventuell ein Revival erleben. Auf der Liste der unnötigsten Gesetzesvorhaben rangiert die Wiedereinführung der Doppelnamen

ganz oben. Zum einen würde dies das Ende der Gleichberechtigung im Namensrecht bedeuten, weil damit der Männernamen faktisch erneut dominieren würde. Zum andern können Romantiker ihre Verbundenheit heute problemlos mit einem Allianznamen mit Bindestrich ausdrücken («Keller-Sutter»). Und schliesslich hatte man gehofft, dass Frauen dank des neuen Namensrechts nie mehr auf die Idee kommen, mit Namenskonstruktionen wie «Leutenegger Oberholzer» durchs Leben zu gehen. (fon)

Petra Gössi, Demokratin, durchlebte ein stürmisches 2019, das sie – just im Februar vor einem Jahr – mit einem *Tagi*-Interview einläutete. «Es war der Start in die Debatte um unsere Umweltpolitik», wie sich die FDP-Präsidentin im Jahresendgespräch mit der *Weltwoche* erinnerte. Danach habe sie das «Heft in die Hand» genommen und eine Mitgliederbefragung durchgeführt, um den Freisinn klimatisch zu wenden und auf Kurs zu bringen. «Wenn von der Basis ein «Nein, interessiert uns nicht» gekommen wäre, hätte ich nichts machen können», gestand die volksnahe Gössi rückblickend, als hät-

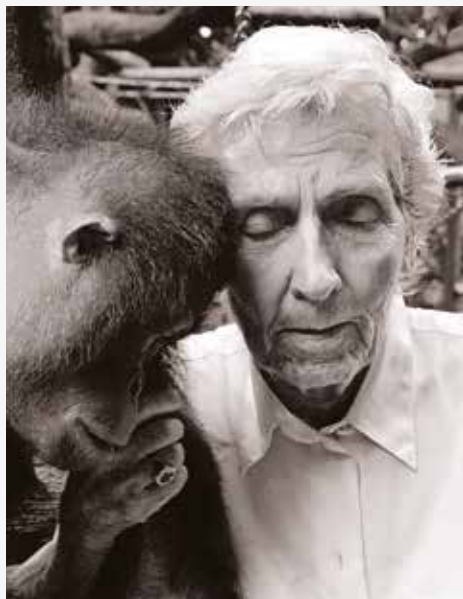
te sie geahnt, was kommt: Wie die Umfragen der Forschungsinstitute Sotomo und GfS Bern jetzt zeigen, stimmen gerade mal 45 Prozent der FDP-Wähler den «Klimaschutzmassnahmen mit Kostenfolgen» zu; drei Viertel sind es unter den freisinnigen Parlamentariern, was Smartvote herausfand. Wie die Chefin wohl diesen Graben interpretiert? «Demokratie bedeutet Wettbewerb der Ideen, und am Ende entscheidet das Volk», sagte Petra Gössi damals. (zr)

Thomas Matter, Autofreund, kann beruhigt sein. Der Zürcher SVP-Nationalrat wollte es dem Bundesrat mit einer Motion verbieten, schweizweit Kontrollschild-Scanner einzuführen. Es gehe nicht an, mit solchen automatisierten Geräten Fahrzeuglenker für alle Arten von Verkehrsübertretungen zu büssen und dabei zu erfassen, wer wann wo herumfahre, so Datenschützer Matter. Justizministerin **Karin Keller-Sutter** winkt nun ab und versichert, dass ihr Departement das Scanner-Vorhaben aufgabe und die entsprechende Verordnung nicht ändern wolle. Dies zum einen, weil die Scanner-Idee in der Vernehmlassung auf ein geteiltes Echo gestossen sei, und zum anderen, weil die automatische Erkennung von Kontrollschildern laut Bundesgericht in einem formellen Gesetz und nicht nur in einer Verordnung des Justizdepartements geregelt sein müsse. (fon)

Nigel Farage, Brexit-Triumphator, hat den politischen auch in einen finanziellen Gewinn umgemünzt. Nach Angaben des Satiremagazins *Private Eye* ist er mit acht von insgesamt 15 Anteilen Mehrheitsaktionär seiner als Aktiengesellschaft registrierten Brexit Party. Da die Partei bislang mindestens 8,6 Millionen Pfund an Spenden eingenommen hat, dürfte die Dividende für den Parteigründer und Firmenchef üppig ausfallen. Für viele erklärt sich nun, warum Farage nicht in allen Wahlkreisen Kandidaten aufstellte: um Kosten zu sparen. (ky)

Faisal al-Kasim, Provokateur, ist ein prominenter und scharfkantiger Moderator beim katarischen TV-Sender Al-Dschasira. Kürzlich hat er mit einem dicken Lob für Israel heftige Reaktionen ausgelöst. Wenn Araber über jemanden fluchen, twitterte al-Kasim, würden sie ihn als «Zionisten» bezeichnen. Dabei wissen sie, dass das zionistische Projekt in den letzten 120 Jahren «das erfolgreichste» war, meint al-Kasim. Demgegenüber hätten alle arabischen Projekte versagt, besonders dasjenige des arabischen Nationalismus. Nachdem al-Kasim für sein Israel-Lob auf Twitter heftig kritisiert wurde, wollte er von der Twitter-Gemeinde wissen, ob sie Israel oder arabische Regimes für «fortschrittlicher, mehr entwickelt, demokratischer und erfolgreicher» halten würden. Der Ausgang der Abstimmung hat wohl auch al-Kasim überrascht. 82 Prozent der meist auf Arabisch verfassten Tweets waren für Israel. (ph)

Nachruf



Ein Leben für Affen: Freifrau von Mengden.

Ulrike Freifrau von Mengden (1920–2020)— Sie nannte sich selbst gerne «Mutter der Affen»; andere sahen sie sogar als die «Mutter Teresa der Orang-Utans». Die Tierliebhaberin betreute bis ins hohe Alter als Kuratorin im Ragunan Zoo von Jakarta Menschenaffen. Der damalige Gouverneur der indonesischen Hauptstadt lud sie 1965 ein, das Schutzprogramm der bedrohten Spezies zu überwachen.

Ulrike Freifrau von Mengden wurde in eine Welt geboren, die sich von ihrer späteren Heimat fundamental unterschied. Die kleine «Ulla» genoss in der Zwischenkriegszeit als Offizierstochter im damals ostpreussischen Labiau eine privilegierte Kindheit.

Der Ort gehört heute zur russischen Exklave Kaliningrad. In den 1950er Jahren kam sie mit ihrem Mann nach Java; die Familie besass dort eine Rinderfarm. Nach seinem Tod wandte sie sich dem Tierschutz zu.

Den vom Aussterben bedrohten Orang-Utans gehörte ihre Liebe, angeblich leben nur noch rund 120 000 der Tiere in den Regenwäldern von Borneo und Sumatra. Ihr Habitat verkleinert sich wegen Rodungen zusehends. Die Freifrau bot im Lauf der Jahre in ihrem Refugium Hunderten von Orang-Utans eine Bleibe und bereitete sie mit ihren Helfern auf die Auswilderung vor. Die Kleinen wurden meist in Gefangenschaft geboren und ausgesetzt oder beschlagnahmt, weil sie widerrechtlich als Haustiere dienten. Von Mengdens Ziel war es, die Tiere aufzuziehen und auf die Auswilderung vorzubereiten, denn ohne ihre Mutter bewältigen sie das Leben in der Wildnis sonst nicht. Die finanziellen Voraussetzungen für diese Programme fehlten indes oft, so dass die Freifrau neben ihrer Betreuungstätigkeit immer wieder für Ressourcen zu sorgen hatte.

Ulrike von Mengden arbeitete zuerst als medizinisch-technische Fachfrau ehrenamtlich im Zoo von Jakarta. Als dieser 1966 auf ein grösseres Gelände südlich der Millionenstadt verlegt wurde, bezog die Tierliebhaberin ihr kleines Haus mitten im Zoo, wo sie die Affenstation führte und bis zu ihrem Tod wohnte. Ihre alte Heimat Deutschland erkannte den Einsatz der Menschenaffen-Betreuerin und verlieh ihr das Bundesverdienstkreuz erster Klasse. *Rolf Hürzeler*

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wie weiter mit der beruflichen Vorsorge?

Ab Montag, 24. Februar, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 2. März, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

www.fokus-kmu.tv

Pflicht zur Erinnerung

Von Nico Hofmann — Erst die Serie «Holocaust» lehrte die Deutschen wirklich begreifen – auch mich selber. Selbst wenn einmal kein Zeitzeuge mehr lebt, dürfen wir nie vergessen.

Wohl selten hat das Fernsehen in Deutschland eine solch unmittelbare Wirkung entwickelt wie 1979 mit der Ausstrahlung der vierteiligen Fernsehserie «Holocaust». Eine amerikanische Fernsehserie von durchaus trivialer Machart schaffte, was zuvor Hunderten von Büchern, Theaterstücken und Dokumentationen in gut dreissig Jahren Nachkriegsgeschichte nicht gelungen war. Nämlich die Deutschen über die in ihrem Namen begangenen Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung so ins Bild zu setzen, dass sie davon bis ins Mark erschüttert waren. In exakt 428 Minuten und 26 Sekunden wurde den Deutschen anhand einer erfundenen, wenn auch historisch untermauerten Spielhandlung – verbunden mit vielen geschichtlichen Ungenauigkeiten und manchen dem Genre einer amerikanischen Serienproduktion geschuldeten Plattitüden – erstmals plastisch vorgeführt, was sie aus ihrer Erinnerung bislang überwiegend verdrängt hatten: das individuelle Drama hinter dem von den Deutschen begangenen Massenmord.

Es war vor allem die eingängige und gnadenlose Emotionalität der amerikanischen Erzählart, die «Holocaust» von allen anderen Versuchen, das Dritte Reich filmisch und aufklärerisch zu verarbeiten, unterschied und die zu einer breiten öffentlichen Diskussion führte. «Holocaust» polarisierte wie kaum ein Stück Fernsehen jemals zuvor oder danach – quer durch alle öffentlichen und politischen Lager und bis hinein in die deutschen Familien. Bereits anlässlich der Ausstrahlung der Spielfilmfolgen in den USA hatte der Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, ein Überlebender der Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald, dem Vierteiler eine «Trivialisierung des Holocaust» vorgeworfen. Auch das deutsche Feuilleton schäumte auf allen Kanälen. Gleichzeitig kündigten Rechtsradikale Anschläge an; bei Koblenz und Münster wurden im Vorfeld der Ausstrahlung Antennenkabel gesprengt, und der Bayerische Rundfunk drohte, sich bei einer Übernahme ins ARD-Gemeinschaftsprogramm aus der Senderkette auszuklinken. Am Ende einigte man sich auf eine bis dato einmalige Zusammenschaltung aller dritten Programme.

Mit voller Wucht

Die Resonanz der Zuschauer auf die fiktive Geschichte der jüdischen Familie Weiss und des arischen SS-Obersturmbannführers und Heydrich-Adjutanten Erik Dorf war jedoch überwältigend. Mehr als zwanzig Millionen Menschen

– praktisch jeder zweite Erwachsene in der Bundesrepublik – sahen «Holocaust». Hunderttausende von Anrufen und Zuschriften erreichten die Sender der ARD. Per Anruf schalteten sich Zuschauer in die an die Ausstrahlung angehängten Studiodiskussionen ein. Die Debatte wurde interaktiv und breit geführt. Und vor allem: Die Deutschen sprachen erstmals offen über diese Verbrechen. Sie nahmen die Schicksale von Opfern und Überlebenden endlich zur Kenntnis. Und sie fragten nach den Ursachen des Völkermords, nach der Schuld der Täter und nach der Verantwortung der Nachgeborenen.

Mich selber traf «Holocaust» mit voller Wucht. Ich bin 1959 geboren und gehöre damit zur ersten Generation, die ihr gesamtes Leben

«Holocaust» polarisierte wie kaum ein Stück Fernsehen jemals zuvor oder danach.

in einem Deutschland verbracht hat, in dem ununterbrochen Frieden herrscht. Eine Generation, die die grausamste und schrecklichste Zeit deutscher Geschichte gerade nicht mehr selbst miterlebt hat, deren Jugend aber doch von den Erlebnissen – und der Schuld – der eigenen Eltern mitgeprägt wurde. Und von deren Schweigen darüber.

Meine Eltern waren in der NS-Zeit beide noch jung gewesen. Mein Vater war gerade alt genug, um als junger Soldat im Krieg in Russland ein-

gesetzt zu werden. Er war kein Nazi, aber er hatte für Nazi-Deutschland gekämpft, auch getötet, und war traumatisiert aus diesem Krieg heimgekehrt. Meine Mutter kam, ein halbes Kind noch, in den letzten Kriegsjahren in das Kinderlandverschickungs-Lager ihrer Schule im Schwarzwald. Sie war dort noch im März 1945 – dreizehn Jahre alt – auf «Führer, Volk und Vaterland» vereidigt und zu «Treue und Gehorsam bis in den Tod» verpflichtet worden. Sie glühte für das geheiligte Deutschlandbild des Dritten Reichs und war, ideologiegeblendet, «bereit, für Deutschland zu sterben». Nach Kriegsende hat sie Jahre gebraucht, sich von dieser Verblendung zu befreien und eine Kehrtwende zur Demokratie zu vollziehen.

Meine Eltern sind nach dem Krieg beide Journalisten geworden. Mein Vater war politischer Hauptstadtkorrespondent für die *Rheinpfalz*, meine Mutter später Wirtschaftsjournalistin bei der *FAZ*. Sie führten ein offenes Haus; die politische und die gesellschaftliche Debatte gehörten für sie zum Leben wie die Luft zum Atmen. Doch obwohl sie beide Profis im Umgang mit Sprache waren, fanden sie keine oder nur sehr allgemeine Worte für das, was sie während des Krieges erlebt hatten. Geredet wurde darüber bei uns zu Hause wie in so vielen anderen Familien in dieser Zeit nicht.

Durch die Serie «Holocaust» wurde für mich dann plötzlich etwas konkret und emotional fassbar, was ich zwar geahnt hatte, aber nicht hatte benennen können. Nie werde ich den Moment vergessen, in dem ich beim Mittagessen



Welche Lehren ziehen wir daraus? Deportation im TV-Vierteiler «Holocaust».



Das individuelle Drama hinter dem Massenmord: Inga Helms Weiss (Meryl Streep).

zu Hause in höchster Erregung ein ganzes Tischtuch heruntergerissen und die versammelte Familie angebrüllt habe. Für mich war es ein Moment des Verrats: Ihr habt mich angelogen! Ihr habt nicht gesagt, was mit jüdischem Leben hier passiert ist, und ihr habt mir verschwiegen, was ihr selber getan habt!

Hauch von Weimar

Aber es war auch der Moment des Beginns einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Und zwar nicht in bequemer historischer Distanz, sondern mit Empathie für die Schicksale der Opfer und unter der damals neuen Prämisse: Die Täter sind noch unter uns! Unsere Eltern und Grosseltern, sie alle hatten ihre Rollen gespielt in der Zeit von 1933 bis 1945. Meine Generation begriff: Das ist nicht vergangen. Und wir können nachfragen. Wir müssen es sogar. Wie konnte es

so weit kommen? Wie sind wir selber zu denen geworden, die wir sind? Und welche Lehren ziehen wir daraus, damit so etwas nie wieder passiert?

Heute, vierzig Jahre nach der Serie «Holo-caust», sind diese Fragen virulent wie lange nicht. Unter dem dünnen Deckmäntelchen des Populismus werden überall in Europa rechte Parolen wieder lauter. Ein giftiger Nationalismus macht sich breit – und droht schleichend wieder salonfähig zu werden. Auch in Deutschland, wo die AfD sich mit ihren ultrarechten Flügeln nicht scheut, offen einer längst überwunden geglaubten faschistischen Ideologie erneut den zerstörerischen Weg zu bereiten. Dabei fischt sie längst nicht mehr nur am äussersten rechten Rand, sondern versucht unverhohlen unter Missbrauch des Narrativs einer neuen Bürgerlichkeit, das demokratische System auch aus der Mitte heraus zu destabilisie-

ren und auszutricksen – durchaus mit perfidem Erfolg, wie die jüngsten Ereignisse rund um die Wahl des thüringischen Ministerpräsidenten gezeigt haben. So viel Geschichtsvergessenheit – auch bei den bürgerlichen Parteien der Mitte – war selten. Und was vor kurzem noch als apokalyptische Übertreibung abgetan werden konnte, ist plötzlich greifbar real: Ein Hauch von Weimar liegt in der Luft.

Versiegt die Empathie mit den Opfern?

Bald wird von denen, die den Nationalsozialismus bewusst erlebt haben, niemand mehr am Leben sein. Mit dem Tod der letzten Zeitzeugen wird die mahnende Stimme derer, die uns aus eigenem Erleben von dieser grausamsten Zeit der deutschen Geschichte berichten können, für immer verstummen. Und mit ihnen auch

Geredet wurde darüber bei uns zu Hause wie in so vielen anderen Familien in dieser Zeit nicht.

eine ganze Politikergeneration, für die «Nie wieder Auschwitz» eine selbstverständliche, unverrückbare Prämisse ihres politischen und gesellschaftlichen Handelns war. Weil sie das Grauen der NS-Zeit noch erlebt hatte. Was uns dann bleibt, sind historische Dokumente, Bücher, Filme – und wir selbst.

Denn auch wenn die Opfer und Täter von damals tot sein werden, wird das Böse dieser Zeit nicht einfach verschwunden sein. Und es wird so schnell keine Fernsehserie wie «Holo-caust» mehr kommen, die uns mit brachialer Emotionalität daran erinnert. Es braucht sie auch nicht. Denn eigentlich wissen wir genug, um nicht zu vergessen. Und uns stattdessen aus eigener Kraft und eigener Empathie zu erinnern. Denn Erinnerung an das, was war, ist die beste Grundlage, den neuen Rechten entgegenzutreten und zu verhindern, dass ihre alte Saat des Bösen erneut aufgehen kann. Und dieses Erinnern an die Taten und an die Opfer und das konsequente «Nie wieder!» sind der empathischste Moment, den wir haben, um der destruktiven Erzählung des Bösen das Narrativ einer anderen, einer besseren Welt entgegenzusetzen. Dem Erinnern eine Sprache zu geben, ist deshalb unser aller Pflicht und Verantwortung. Heute mehr denn je.



Nico Hofmann ist Regisseur, Filmproduzent, Drehbuchautor und Geschäftsführer der UFA GmbH. Er ist mit Thomas Laue Autor des Buchs «Mehr Haltung, bitte! Wozu uns unsere Geschichte verpflichtet» (2018).

«Trumps Kriegserklärung»

Von Christoph Mörgeli

Am 3. Januar 2020 titelte der *Tages-Anzeiger*: «Trumps Kriegserklärung». Der amerikanische Präsident gehe «mit der Tötung des iranischen Kommandanten Soleimani ein unkontrollierbares Risiko ein». Und atemlos geht's weiter: «Im Nahen Osten hat an diesem Freitag eine neue Zeitrechnung begonnen. Mit einem einzigen Raketenangriff haben die USA die gesamte Unsicherheitsarchitektur der Region zerstört und die Pforten geöffnet für eine furchtbare Zeit der Unberechenbarkeit, der Gewalt und des Zerfalls.» Alles sei jetzt denkbar: «Terror, Raketenschläge, Destabilisierung, Bürgerkrieg im Irak» und eine «tatsächliche militärische Auseinandersetzung auf Schlachtfeldern von Libyen bis Afghanistan».

Alle diese grenzdebilen Journalisten-Prognosen sind nicht eingetroffen. Trump liess den iranischen Befehlshaber Soleimani mit einem gezielten Drohnenangriff töten. Verbunden mit einer Botschaft an sämtliche Kriegsverbrecher und Massenmörder: «Wir kriegen euch, wo immer ihr euch aufhaltet.» Seither herrscht im Nahen und Mittleren Osten vergleichsweise mehr Ruhe und Frieden als vorher. Zumal die iranischen Machthaber ein ukrainisches Flugzeug abschossen, in dem hauptsächlich eigene Landsleute sassen. Von Destabilisierung, Bürgerkrieg und Schlachtfeldern ist keine Rede.

Um gerecht zu bleiben: Der Autor des einfältigen Artikels arbeitet nicht beim *Tages-Anzeiger*. Er heisst Stefan Kornelius und ist Chef des Ressorts Aussenpolitik bei der *Süddeutschen Zeitung*, deren aussenpolitische Artikel der *Tagi* abdruckt. Kornelius hat viele Preise und Auszeichnungen erhalten und sitzt in einigen Denkfabriken im nördlichen Nachbarland. In seinem Sprachgebrauch müsste man seinen Kriegserklärungs-Artikel so bezeichnen: bekloppt, bescheuert, bedepert, behämmert und beknackt.

Nun könnte man annehmen, dass die Journalisten im Angesicht des Massengrabs ihrer veröffentlichten Böcke nachdenklich werden. Und sich wenigstens ein bisschen in Demut üben. Gefehlt. «Jetzt ist die britische Krise perfekt», titelte Stefan Kornelius wenig später. «Grossbritannien geht durch die schwerste politische Phase seines jüngeren Daseins.» Denn wegen Meghan und Harry gerate die Monarchie ins Wanken: «Die britische Staatskrise ist nun wahrhaft umfassend.» Journalisten greifen gerne zum blitzenden Schwert. Auch wenn sie bloss ein Radieschen schneiden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Steuerhinterzieher verraten?

Von Peter Bodenmann — Kaspar Villiger wusste, dass die Crypto AG der CIA und zeitweise dem BND gehörte.



Als Verwaltungsrat der UBS hat er die Bankenwelt in amerikanische Messer laufen lassen.

Haben die Schweizer Banken Crypto-Maschinen benutzt, um das Steuerhinterzieher-Geheimnis zu verteidigen? Niemand kann das mehr im Ernst bestreiten.

Haben unsere Alt-Bundesräte gewusst, dass die Crypto AG der CIA und bis 1992 auch dem deutschen Nachrichtendienst gehörte? Und die Gretag AG der NSA? Sie wussten es. Sie wollten es vielleicht nicht ganz genau wissen. Um sich später herausreden zu können. Eben typisch Kaspar Villiger. Hätten die Bundesräte gegen die amerikanischen und deutschen Betrüger, die getürkte Automaten verkauften, vorgehen müssen? Logo. Fabian Molina wies in der «Arena» darauf hin, dass man spätestens 2015 dank Frank Garbely die ganze Geschichte mit allen Details in der *Roten Anneliese* nachlesen konnte.

Der Bundesrat müsste, wenn er Rückgrat hätte, spätestens heute gegen die Betrüger klagen. Macht er nicht, weil er Angst hat vor weiteren Enthüllungen der CIA.

Warum gehen auch keine anderen Länder oder Banken straf- und zivilrechtlich gegen die Amerikaner, die Deutschen und ihre Schweizer Mitwisser, Betrüger und Verwaltungsräte vor? Weil alle einheimischen und fremden Speichellecker Angst haben vor den amerikanischen Geheimdiensten. Denn die wissen zu viel. Die Wahrheit liegt auf dem Tisch: Wir sind nicht neutral, sondern politisch und wirtschaftlich ein Hinterhof der USA. Ängstliche Hunde bel-

len und beißen nicht. Die ängstliche Schweiz bellt und beißt nicht.

Kein Detail: Die Banken kauften den Geheimdiensten jene Maschinen ab, mit denen sie ausspioniert wurden. Mittendrin unser aller Kaspar Villiger, der nach seiner Zeit im Bundesrat als Übergangspapst und Grüssaugust das Image der eben vom Bund geretteten UBS etwas aufpolieren sollte. Kaspar Villiger wusste, dass die CIA nach dem Ausscheiden des deutschen Bundesnachrichtendienstes die einzige Aktionärin der Crypto AG war. Und über eine Hintertüre immer alles mitbekam.

CIA und NSA kannten deshalb das Schweizer Steuerhinterzieher-System bis ins letzte Detail. Alle Namen inklusive. Die CIA liess die Pappenheimer während Jahrzehnten nicht öffentlich auffliegen, sondern setzte einzelne Sünder gezielt unter Druck, um Informationen zu bekommen.

Anstatt alle Alarmglocken zu läuten, deckte Mitwisser Villiger die amerikanischen Geheimdienste. Als es so weit war, knackten die Yankees mit ihrem Wissen das Steuerhinterzieher-Geheimnis. Sie haben sich keine Zähne ausgebissen, sondern kurzen Prozess mit der auch dank Kaspar Villiger zahnlosen Schweiz gemacht. Freute für einmal die Linke und ärgerte die Rechte.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Grüsse vom grossen Bruder

Von Kurt W. Zimmermann — Mit Blick-TV startet Ringier einen neuen Versuch, wie man im Internet endlich Geld verdienen könnte.

Der grosse Bruder hiess den kleinen Bruder willkommen, wie es sich gehört. Die Mittagsausgabe der «Tagesschau» begrüsst freundlich den neuen Kanal Blick-TV, der an diesem Montag Premiere hatte. Blick-TV, so wussten die Kollegen vom öffentlichen Funk, sei «ein Prestigeprojekt von Ringier».

Das ist richtig. Es ist ein Prestigeprojekt von Ringier, aber es ist mehr als das. Es ist auch ein Pilotprojekt für die ganze Branche, wie man in Zukunft im Internet Geld verdienen könnte.

Auf den ersten Blick allerdings unterscheiden sich der älteste TV-Kanal und der jüngste TV-Kanal des Landes nicht allzu sehr. Hier wie dort das übliche Studiodekor, hier wie dort der Moderator brav hinter seinem Pültchen und in dunklem Anzug, weissem Hemd und mit dunkler Krawatte.

Als mich der *Tages-Anzeiger* zu meinem ersten Eindruck von Blick-TV interviewte, sagte ich darum: «Das Ganze hat etwas von Franz Fischlin nach einer Frischzellenkur.»

Mit der Ähnlichkeit im äusseren Erscheinungsbild ist es mit den Parallelen der zwei Kanäle allerdings auch schon vorbei. Blick-TV ist der erste digitale Fernsehsender der Schweiz. Über Antennen oder Kabel ist er nicht zu empfangen. Sein Abspielgerät ist das Handy.

Ringier reagiert damit auf die enorme Online-Nachfrage nach Videos. Bei *Blick* online waren es zuletzt um die 500 Millionen Aufrufe pro Jahr. Aber finanziell war das wenig einträglich, weil nur die wenigsten Videos mit Werbespots angereichert waren, den sogenannten Pre-Rolls am Anfang und den Mid-Rolls in der Mitte der Videos.

Die grosse Unsicherheit

Mit den Eigenproduktionen durch Blick-TV wird das nun anders. Da muss sich das Publikum nun erst durch Spots von Lidl bis Mercedes kämpfen, um überhaupt zu den bewegten Bildern vorzustossen. Ringier setzt hier auf Zwang, die Zuschauer können die Werbung nicht überhüpfen. Ob sie das auf Dauer akzeptieren, ist die grosse Unsicherheit im Businessplan des Projekts.

Der Businessplan ist ambitioniert. 48 Mitarbeiter stehen unter Vertrag, angeführt von Jonas Projer, den Ringier bei der «Arena» angeworben hat. Dazu kommen Kosten für Studios, IT und Overhead. Blick-TV muss darum via Werbung jährlich zehn Millionen Franken hereinbringen, um den Break-even zu erreichen. Das ist viel und wenig zugleich. Es ist viel für einen jungen Online-Markt in einem kleinen



Pilotprojekt für die Branche: Blick-TV-Chef Projer.

Wirtschaftsgebiet. Es ist nicht so viel, wenn man weiss, dass das Deutschschweizer Fernsehen im Jahr etwa 140 Millionen Franken an Werbung umsetzt und auch der grösste hiesige Privatsender, die 3-Plus-Gruppe, mit Werbespots einen Umsatz von über 30 Millionen Franken macht.

Entscheidend wird sein, ob Blick-TV die jugendlichen Zuschauer en masse erreicht, denn nur für diese Zielgruppe sitzen die Werbegelder locker. Diese Stossrichtung ist in den ersten Tagen schnell sichtbar geworden. Das jugendliche Publikum wird, von Miss Meghan bis Miss Schweiz, darum mit allerlei Infotainment versorgt. Allzu viel Politik und Wirtschaft lässt man lieber bleiben, denn das, wie man weiss, sind Themen für Senioren.

Crypto nur am Rande

Das grosse politische Thema dieser Tage fand bei Blick-TV darum zu Recht nur am Rande statt. Als Alibi schickte der Sender zwar einen Reporter nach Zug. Der stand dann aber reichlich ratlos vor dem Firmengebäude der Crypto AG. Das Thema liess Blick-TV kalt.

Solche ältliche Retrospektive überlässt man lieber den Freunden von SRF. Der Altersdurchschnitt seiner «Tagesschau»-Zuschauer liegt nur knapp unter der Pensionsgrenze von 65 Jahren. Die können sich an den Kalten Krieg noch erinnern.

Mein erster Jude

Von Henryk M. Broder — Projekt gegen den Antisemitismus.

Kurz vor Weihnachten des Jahres 1880 wurde in Berlin der Verein zur Abwehr des Antisemitismus ins Leben gerufen. Die Gründer waren liberale Berliner Bürger christlicher und mosaischer Konfession, die «mit den Waffen der Wahrheit» den «verderblichen Bestrebungen» der Judenhasser entgegenwirken wollten. Die ehrenwerten Bemühungen des Vereins, der in seinen besten Tagen 20 000 Mitglieder zählte, konnten den Durchmarsch der völkischen Kräfte nicht verhindern. Im Juli 1933 löste sich der Verein auf.



Jetzt versucht es der Zentralrat der Juden in Deutschland, der etwa 100 000 Mitglieder jüdischer Gemeinden vertritt, noch einmal. Anfang dieses Jahres startete er das Projekt «Meet a Jew». «Gefördert», das heisst finanziert, wird es aus dem Programm «Demokratie leben!» des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

«Meet a Jew» klingt erst einmal so, als könnte man sich einen Juden oder eine Jüdin nach Hause bestellen wie Junggesellen eine Stripperin für eine Party, bevor sie sich in den Ehestand verabschieden. Aber ganz so ist es nicht. Wie die Sache funktioniert, wurde vor kurzem in einem Beitrag des NDR erklärt. Karolina und Meira, zwei junge jüdische Frauen, 16 und 18 Jahre alt, besuchen die 7. Klasse einer Gesamtschule, um den Schülern und Schülerinnen das Judentum zu erklären, die Feiertage, die Bedeutung der Koscher-Regeln und andere Gebote. Anschliessend können die Jungen und Mädchen Fragen stellen. Für die meisten ist es «die erste Begegnung mit dem Judentum». Dabei werden sie mit antisemitischen Vorurteilen konfrontiert, die sie nicht haben, unter anderem dem, «dass Juden keine Steuern zahlen». Das sei nicht wahr, sagt Meira, und es sei auch eine Lüge, dass Juden die Weltherrschaft anstrebten.

Diese Art der Aufklärung dürfte vor allem eines sein: kontraproduktiv. Das ist auch in der Sexualkunde der Fall, wenn die Rede auf Krankheiten kommt, die beim Geschlechtsverkehr übertragen werden. «Meet a Jew» will offenbar proaktiv wirken. Für die Jugendlichen dürfte es nicht nur die erste, sondern auch die letzte Begegnung mit Juden sein. Ganz wie es der jüdisch-österreichische Satiriker Alexander Roda-Roda prophezeit hat: «Aus dem Antisemitismus könnte schon was werden, wenn sich nur die Juden seiner annehmen würden.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man der distinguierten Dame, die mit ihrem eleganten Setter durch die Zürcher Bahnhofstrasse flaniert, eine WC-Papierrolle als Bracelet an das Handgelenk wünschen, weil sie mit dem an die Leine gebundenen feuerroten Kotbeutel ihren Hund zum Notdurftobjekt degradiert? *Roland Steinemann, Zürich*

Natürlich, bei dieser seltsamen Angewohnheit bietet es sich an. Aber vielleicht ist das für Sie ein Trost: Da die Leine ja der verlängerte Arm ist, trägt die Dame die metaphorische Klopapierrolle bereits, in gewisser Weise, ums Handgelenk. *Tamara Wernli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Mauscheln, Verschweigen oder Lügen sind in einer solchen Frage nicht zu rechtfertigen.» *Alois Zoll*

Unwürdig

Nr. 7 – «Verschwörung gegen die Schweiz»;
Urs Paul Engeler über den Bundesrat

Ich musste diesen Artikel zweimal lesen, um zu glauben, was sich der Bundesrat alles erlaubt. Dem politischen Gegner – eigentlich nur die SVP – werden bei jeder kritischen Äusserung Fake-News, Rechtspopulismus oder Rassismus unterstellt. Selber belügt der Bundesrat das Schweizer Volk, foutiert sich um Volksentscheide und paktiert ausgerechnet mit der EU, die uns dieses unsägliche Rahmenabkommen aufzwingen will. Einfach beschämend und einer Regierung unwürdig.

Georg Clavadetscher, Jenaz

Ich bin entsetzt und kann es fast nicht glauben, dass der Bundesrat mit der EU-Führung eine geheime Vereinbarung getroffen hat des Inhalts, den Druck auf die Schweiz bis nach der Abstimmung über die Personenfreizügigkeit nicht weiter zu erhöhen. Damit bittet der Bundesrat (oder zumindest die «Dreierbande» Cassis, Sommaruga, Keller-Sutter) die EU, sich bereits jetzt in die Innenpolitik der Eidgenossenschaft einzumischen. Diese Vereinbarung grenzt an Hochverrat, und wir müssen offenbar die Bundesräte an ihren Eid, die Verfassung einzuhalten, erinnern. Ich erinnere an die «Affäre Bundesrat Hoffmann», als dieser 1917 in geheimer Absprache mit der deutschen Regierung Lenin nach St. Petersburg ausreisen liess und so versuchte, den Ersten Weltkrieg noch zugunsten Deutschlands zu beenden. Er musste zurücktreten! Die Werbung von Frau Keller-Sutter gegen die Aufhebung der Personenfreizügigkeit widerspricht dem Verbot politischer Werbung am Fernsehen in eklatanter Weise. Ich fordere Frau Keller-Sutter auf zurückzutreten.

Peter V. Brunner, Stäfa

Die Begrenzungsinitiative hat es in sich, und es ist richtig, dass alle Tatsachen offengelegt werden und das Volk somit objektiv zu seinem Nutzen entscheiden kann. Mauscheln, Verschweigen oder Lügen sind in einer solchen Frage nicht zu rechtfertigen. Der Bundesrat muss für das Wohl des Volkes eintreten. Wenn er das nicht kann, soll er zurücktreten. Wir alle, inklusive der Behörden, und egal, welcher Partei zugehörig, möchten nur das Beste für uns, nämlich Freiheit und Selbstbestimmung. *Alois Zoll, Meierskappel*

Haben wir denn überhaupt noch eine Volksvertretung durch den Bundesrat? Da wird ja



«Dreierbande»: *Weltwoche*-Cover.

gelogen, vertuscht und gegen das Volk agiert. Nur noch wenige Bundesräte verdienen unser Vertrauen. Arme Eidgenossenschaft!

Robert Renfer, Raperswil

Man stelle sich vor, Trump hätte so etwas gemacht. Das wäre um die Welt gegangen.

Esther Moser, Basel

Charakter des Unverständnisses

Nr. 5 – «Hölle der Vernichtung»;
Editorial von Roger Köppel

Der Artikel beginnt mit einem Hinweis auf die Kollaboration Frankreichs mit dem grossdeutschen Reich. Dieses Thema wurde nach dem Zweiten Weltkrieg bis heute von Frankreich sehr diskret behandelt, beinahe so wenig intensiv wie in Österreich. Frankreich hat im Zweiten Weltkrieg aus dem von Nazideutschland besetzten Teil ungefähr 70 000 Juden vorwiegend französischer Staatsangehörigkeit, aber auch schutzsuchende Juden aus den von den Deutschen eroberten Gebieten in die Todeslager verschickt. Zudem hat die Vichy-Regierung, eigentlich Statthalter Berlins, eigene Partisanen verfolgt und den Deutschen ausgeliefert. Erst nach der Landung der Alliierten im Juni 1944 hat sich das Blatt gewendet. *C'est la guerre!* Ursprünglich wollte Hitler die Juden nur aus Europa entfernen und unter Hinterlassung von Vermögen ausreisen lassen. Der von ihm angezettelte Krieg machte dies nicht mehr möglich. Darauf schritt das Naziregime 1942 in der Wannseekonferenz zur sogenannten Endlö-

sung, das heisst zur industriell organisierten Tötung von Menschen. Man nimmt an, dass dabei pro Tag 60 000 Menschen getötet worden sind in Vernichtungslagern oder bei Arbeiten unter unmenschlichen Bedingungen. Was hier geschehen ist, kann man der gegenwärtigen Generation keinesfalls anlasten. Aber es darf nicht vergessen werden, dass hier Unfassliches geschehen ist. Es hat den Charakter des Unverständnisses, das der nicht speziell ausgebildete Mensch gegenüber Astro- oder Kernphysik hat.
Johannes Fischer, Stans/Chur

Paranoide Züge

Nr. 7 – «Der Anfang vom Ende des Systems Merkel»; Essay von Alice Weidel

Das deutsche Demokratieverständnis hat paranoide Züge angenommen. Die von den anderen Parteien als Nazipartei verteilte Alternative für Deutschland (AfD) verkörpert die alte CDU, die Angela Merkel über Jahre in selbstherrlicher DDR-Manier gezielt auf eine rot-grüne Linie getrimmt und demoliert hat. Die Heuchelei, von der Linken bis zu Merkels CDU, treibt merkwürdige Blüten.
Christian Walther, Dornach

Instrument der Globalisten

Nr. 6 – «Hey, ich bin der Adrian»; Katharina Fontana über Adrian Hug

Es ist erschreckend, dass die Diktatur der Gutmenschen so weit fortgeschritten ist, dass die Anordnung zum Duzen in Befehlsform daherkommt und Siezen nur in Ausnahmefällen toleriert wird. Diese antibürgerlichen Sitten der globalen Konzerne wie Google oder Microsoft orientieren sich an der kommunistisch-genossenschaftlichen Bruderschaft, die ich selber als Studentin in einem kommunistischen Land hautnah erlebte, wo sich die Genossen viel leichter Zugang zu Genossinnen verschafften, wenn man per du war. Respekt und Ehre, Würde und Anstand gehören nicht zum Wortschatz der Neomarxisten. Heute wird der Mensch, der zurückschreckt vor der überstürzten Verbrüderung, als ewiggestrig wahrgenommen. Für mich ist die kollektive Du-Anrede ein Instrument der Globalisten, überall Grenzen abzubauen und Hierarchien zu eliminieren.
Elisabeth Viselka, Wolfhausen

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Unser zehnjähriger Sohn ist ein aufgewecktes Kind. In der Schule kommt er sehr gut an, aber er ist unserer Meinung nach sehr vergesslich, vor allem, wenn es um die Hausaufgaben geht. Nun haben wir festgelegt, dass er gleich nach dem Nach-Hause-Kommen eine halbe Stunde Hausaufgabenzeit einlegt. Wir fragen ihn auch, ob er Hausaufgaben habe. Gerade kürzlich hat er das abgestritten. Am nächsten Morgen fällt ihm plötzlich auf, dass er doch Hausaufgaben hat. Ich glaube nicht, dass er uns bewusst anlügt. Wie würden Sie als Eltern sicherstellen, dass er konzentrierter und besser wird?

B.K. Erlenbach

Ihre Geschichte mit den Hausaufgaben ist wohl für Eltern eine alltägliche: Dass Ihr Sohn nicht gerne Hausaufgaben macht, ist nichts Seltenes. Und was macht dieser Sohn? Er sucht alle Wege, um diesen Aufgaben auszuweichen. Und da er ja ein aufgewecktes Kind ist, macht er es natürlich nicht auf allzu plumpe Art. Zuerst probiert er es mit seiner Vergesslichkeit

und hofft, dass die Eltern ihm dies als verzeihbaren Fehler oder gar als natürliche, unabwendbare Eigenschaft nicht übelnehmen.

Nachdem Sie die Schraube angezogen haben und er gleich nach dem Nach-Hause-Kommen die Hausaufgaben machen muss, muss er einen neuen Weg finden, um keine Hausaufgaben machen zu müssen. So sagt er dann einfach wahrheitswidrig, er habe keine Hausaufgaben. Am Morgen darauf findet er, er möchte hier doch lieber der Wahrheit folgen und die Aufgaben machen. Also hat er Sie natürlich – entgegen Ihrer Vermutung – bewusst angelogen und gesagt, er habe keine Aufgaben, was aber auch nichts Ungewöhnliches ist.

Schwierig ist es natürlich, weil Ihr Sohn nicht nur ein aufgewecktes Kind zu sein scheint, sondern in der Schule noch «sehr gut ankommt» und wahrscheinlich die Prüfungen auch dann besteht, wenn er keine Hausaufgaben macht. Das ist allerdings auch ein Hinweis, dass für ihn die Hausaufgaben nicht so wichtig sind. Dann müssen Sie sich fragen, ob es sich lohnt, solche Hausaufgaben durchzusetzen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.
Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

«Gibt es etwas Schöneres,
als Zeit geschenkt
zu bekommen?»

Maren Böck
Teamleiterin IT
zum selbstbestimmten Leben



Schweigevereinbarung: Bundespräsidentin Sommaruga (l.), EU-Kommissions-Präsidentin von der Leyen.

Geheimtakt von Davos

Die *Weltwoche* enthüllt ein vertrauliches EU-Protokoll. Es belegt, wie Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga mit EU-Kommissions-Präsidentin Ursula von der Leyen Abmachungen trifft, um die Abstimmung über die Personenfreizügigkeit in die gewünschte Richtung zu lenken. *Von Urs Paul Engeler*

Was die *Weltwoche* in ihrer letzten Ausgabe mit Bezug auf Radio SRF berichtet hat («Die degenerierte Demokratie»), lässt sich nun schwarz auf weiss belegen: Das Originalprotokoll aus dem Brüsseler Hauptquartier («debriefing on the meeting») fasst die brisanten Gespräche am Rande des Weltwirtschaftsforums in Davos zusammen. Es dokumentiert so deutlich wie nie zuvor, welch enormen Druck die EU auf die Schweiz ausüben will, um dem Land das Rahmenabkommen aufzuzwingen. Vor allem aber enthüllt es eine Abmachung zwischen Sommaruga und von der Leyen, die nichts anderes ist als der Verrat an den Schweizer Bürgern und die Beeinflussung einer Volksabstimmung mit Hilfe einer ausländischen (Gross-)Macht.

Auf Anfrage («request») von Bundespräsidentin Sommaruga versprach von der Leyen, dass die EU bis zum 17. Mai – dem Tag der Entscheidung zur Begrenzungsinitiative der SVP – schweigen und keine neuen Botschaften aussenden werde («not interfere»). Mit diesem Deal verfolgt Sommaruga das Ziel, alle grundsätzlichen Diskussionen rund um das Rahmenabkommen und alle anderen Streitfragen mit der EU während des Abstimmungskampfs im Keim zu ersticken und die Initiative zu bodigen. Dass diese Schweigevereinbarung unter Schwestern im Geiste und in den Interessen das Resultat des Urnengangs tatsächlich verfälschen wird, zeigt der Katalog von Forderungen, die von der Leyen, sekundiert von Kommissar Johannes Hahn und Chefunterhändler Christian Leffler, der Schweizer Delegation auf den Tisch geknallt hat.

Die Schweizer Milliarde in den Kohäsionsfonds müsse nun ohne Verzug und ohne Wenn und Aber («without delay and without any condition»), vor allem ohne Verknüpfung der Anerkennung der Börsenäquivalenz, ausbezahlt werden, heisst es beispielsweise im EU-Protokoll. Und unmittelbar (bis spätestens am 26. Mai 2020) nach der (gemeinsam erhofften) Niederschlagung der SVP-Initiative müsse der Bundesrat sein eindeutiges Bekenntnis zum Text des Rahmenabkommens ablegen, der nicht mehr nachverhandelt werden könne. Und unverhohlen erklärte die EU-Seite, dass sie den Druck im Namen aller Mitgliedstaaten weiter hoch halten werde. Auch das Abkommen über die gegenseitige Anerkennung der Medizinprodukte könne erst nach einem Bekenntnis zum Rahmenabkommen zur Unterzeichnung vorbereitet werden. Punkt.

Würde diese Offenbarung von Arroganz und EU-Eigennutz vor dem 17. Mai öffentlich gemacht, hätte diese Klarstellung in der Tat die Qualität, beim Souverän die Aversion gegen die Brüsseler Administration zu verstärken. Darum verschweigen Bundesrat und EU-Kommissare die Fakten und den feigen Handel hinter den Davoser Kulissen.

Die Schweizer Delegation – neben Sommaruga sass Aussenminister Ignazio Cassis (FDP), Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) und Unterhändler Roberto Balzaretti am Tisch – nahm die Anweisungen aus Brüssel ohne Widerrede oder Vorbehalte entgegen. Wie brave Schulkinder, scheint es; im Protokoll zu-

mindest ist kein einziger Einwand, kein leises Aber zu finden. Dafür flötete die Bundespräsidentin nach dieser Abkanzlung vor den Medien etwas von einem netten Treffen: Man habe sich gegenseitig zugehört und auf «Reizwörter» wie «Nachverhandlungen» zum Rahmenabkommen mit der EU verzichtet. Eine Lüge, respektive eine mehr, wie die Aufzeichnungen beweisen.

Kumpanei von Bern und Brüssel

Wirklich überraschen kann die Kumpanei zwischen der Berner und der Brüsseler Verwaltung jedoch nicht; die gegenseitige Hilfe, um Abstimmungen im Interesse der EU durchzubringen, hat Tradition. So meldete der damalige Staatssekretär Jacques de Wattewille, die Schweiz sei dem Wunsch der EU-Kommission nachgekommen, sich nicht in den britischen Abstimmungskampf um den Brexit einzumischen. (Die erwarteten Gegenleistungen blieben allerdings aus.)

Etwas erstaunlicher ist das kollektive Schweigen der Parlamentarier zum verräterischen Treiben. Der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Ständerats, Damian Müller (FDP), kann «nicht beurteilen», was Bundespräsidentin Sommaruga «im Vertrauen» mit Ursula von der Leyen vereinbart hat; erkundigt hat er sich nicht. Regula Rytz, Präsidentin der Grünen, und die grünliberale Fraktionschefin Tiana Moser hüllen sich ebenfalls in völlige Unkenntnis der Vorgänge. FDP-Präsidentin Petra Gössi weiss hingegen etwas, was

sie nicht wissen kann: «Es gibt gar keine Verschwörung», behauptet sie, ohne das Protokoll zu kennen.

Noch etwas verräterischer äussert sich der Chef der SP-Fraktion und EU-Turbo Roger Nordmann: «Aussenpolitik ist eben immer auch Innenpolitik.» Damit gibt er zu, dass Parteikollegin und Drahtzieherin Sommaruga mit der Davoser Verschwörung die freie Abstimmung verdeckt beeinflusst. Die Mehrheit der Vertreter des Volkes begrüsst es offensichtlich, wenn die Stimmbürger getäuscht werden.

Gelenkte Demokratie

Ein zentraler Satz lautet: «Auf Anfrage von Frau Sommaruga willigte Präsidentin von der Leyen ein, dass sich die Kommission vor der Volksinitiative über die Freizügigkeit am 17. Mai nicht einmischen werde.» Wie ist diese Abmachung einer Bundespräsidentin mit einer fremden Regierung einzuordnen? Und zwar staatspolitisch, strafrechtlich und historisch? Der Wortlaut belegt: Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga versucht, in persönlicher Übereinkunft mit der EU-Spitze eine Volksabstimmung zu beeinflussen und in die gewünschte Richtung zu lenken. Dieses Zusammenwirken lässt sich mit Artikel 2 der Verfassung, die dem Land und seinen Behörden den Schutz der «Rechte des Volkes» zur Pflicht macht, kaum in Einklang bringen.

Inwieweit ein Mittun der Exekutive – also der ausführenden Behörde – in Abstimmungskämpfen zusteht, ist schon umstritten genug. Tatsächlich haben einzelne Bundesräte in den vergangenen Jahrzehnten verschiedentlich mit

Herzblut für ihre Vorlagen gekämpft. Bundesrat Max Weber (SP) trat 1954 sogar zurück, als seine Finanzreform vor dem Volk scheiterte. Dass aber Mitglieder der obersten Landesbehörde sich mit ausländischen Staaten oder Staatengruppen absprechen, um einen direkt-demokratischen Entscheid der eigenen Bevölkerung zu beeinflussen, ist neu. Zumindest sind keine Präzedenzfälle bekannt.

Dass das Verhalten von Bundespräsidentin Sommaruga und des sie begleitenden Bundesratsduos auch strafrechtlich relevant sein könnte, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Artikel 267 des Strafgesetzbuches Ziffer 1 Absatz 3 spricht Klartext: «Wer als Bevollmächtigter der Eidgenossenschaft vorsätzlich Unterhandlungen mit einer auswärtigen Regierung zum Nachteile der Eidgenossenschaft führt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter einem Jahr bestraft.»

Die Rechtsprechung ist sich einig, dass diese Bestimmung die Interessen von Staat und Kantonen gegen aussen schützt. Laut dem Strafrechtler Ernst Hafer kann sie als Landesverratstatbestand aufgefasst werden. Es handelt sich um ein strafwürdiges «Diplomatendelikt» oder um «landesverräterische Untreue», die «mit dem Eintritt eines Nachteils für die Eidgenossenschaft vollendet wird». Umtriebe von bevollmächtigten Politikern mit einer fremden Staatengemeinschaft gegen die demokratische Entscheidungsfindung des Souveräns könnten theoretisch den Straftatbestand der landesverräterischen Untreue erfüllen. Doch wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Und jener Richter, der in diesem Fall eine Bundespräsidentin verurteilen würde,

lässt sich wohl nicht einmal mit der Lupe finden. Nun ist es in der Geschichte des Bundesstaates verschiedentlich vorgekommen, dass einzelne Bundesräte mit Vertretern des Auslandes in einer Weise paktiert und gemauschelt haben, die nicht im Interesse der Eidgenossenschaft lag. Emil Welti – wegen seines Aussehens und seiner deutschfreundlichen Haltung als «schweizerischer Bismarck» bezeichnet – missbrauchte 1889 seine politischen Beziehungen zu den italienischen Behörden, um den Künstler Karl Stauffer ins Gefängnis und seine Schwiegertochter Lydia Welti-Escher ins Irrenhaus zu stecken. Beides war auch nach damaliger Gesetzgebung rechtswidrig, hatte das Paar doch lediglich ein aussereheliches Liebesverhältnis.

Von staatspolitisch allergrösster Brisanz war der Alleingang von Aussenminister Arthur Hoffmann, der sich 1917 als Friedensstifter zwischen Russland und Deutschland profilieren wollte. Er unterstützte zu diesem Zweck eine Privatreise von SP-Nationalrat Robert Grimm. Als die Aktion aufflog, sorgte sie bei den Entente-Mächten und in der Romandie für laute Empörung. Der nicht eingeweihte Gesamtbundesrat liess den neutralitätswidrigen Kollegen augenblicklich fallen, so dass ein sofortiger Rücktritt unumgänglich war.

Aussenminister Giuseppe Motta hegte zwar eine beträchtliche Bewunderung für den italienischen Diktator Benito Mussolini, von dem er 1923 glaubte, er habe in Italien «den sozialen Frieden wiederhergestellt». Er traf den Diktator 1933 auch persönlich in Rom. Es gibt indessen keine Anzeichen, dass er gegen den Willen des Gesamtbundesrats gesprochen und gehandelt hätte. Mit den autoritären Staatsideen im nördlichen und südlichen Nachbarland liebäugelten zeitweise auch die Bundesräte Philipp Etter und Rudolf Minger. 1938 produzierte alt Bundesrat Jean-Marie Musy in Deutschland mit einem späteren SS-Obersturmbannführer den Film «Die rote Pest». Auch Aussenminister Marcel Pilet-Golaz hegte gewisse Sympathien zum Faschismus; seine berühmte «Anpasserede» von 1940 war aber mit dem Bundesratskollegium abgesprochen.

Die ganz grosse Mehrheit der Bundesräte hat den verfassungsmässigen Auftrag wahrgenommen und die Rechte des Volkes beschützt, statt sie mit ausländischen Politikern lenkend zu kneten. An Versuchungen von innen und aussen hat es nicht gefehlt. Bundesrat Hermann Obrecht hielt allen ausländischen Druckversuchen 1939 den mutigen Satz entgegen: «Wir Schweizer werden nicht zuerst ins Ausland wallfahrten gehen.»

Mitarbeit: Hubert Mooser und Christoph Mörgeli

Im Internet

Das Original-Protokoll auf www.weltwoche.ch

Auszug aus dem EU-Debriefing zum 20. Januar 2020

[...] Präsidentin von der Leyen unterstrich die Bedeutung des zwischen der EU und der Schweiz ausgehandelten institutionellen Rahmenabkommens, das den Rahmen für die weitere Vertiefung dieser Beziehungen bildet. Sie erinnerte an die Bereitschaft der Kommission, an den drei bekannten Klarstellungen zu arbeiten (zu den staatlichen Beihilfen, zur Personalfreizügigkeit und zu den sogenannten flankierenden Massnahmen der Schweiz). Sie betonte aber, dass diese Klarstellungen nicht auf eine Wiedereröffnung des vereinbarten Textes hinauslaufen können (im Gegensatz zu dem, was einige Mitglieder des Schweizer Bundesrates vielleicht erwartet haben).

Ebenso betonte Präsidentin von der Leyen – entgegen der von Frau Sommaruga gemachten Verbindung zwischen der Auszahlung des Schweizer Finanzbeitrags zur EU-Kohäsionspolitik und dem Kommissionsentscheid über die Gleichwertigkeit der Schweizer Börse –, dass der Schweizer Finanzbeitrag, der dem derzeitigen Zugang der Schweiz zum Binnenmarkt entspricht, unverzüglich und ohne jede Bedingung ausgezahlt werden sollte.

Die Kommission unterstrich, dass die Schweiz zwar den Status quo sichern wolle. Präsidentin von der Leyen machte aber deutlich, dass die bilateralen Beziehungen ohne ein institutionelles Rahmenabkommen diesen unweigerlich aushöhlen würden.

Auf Anfrage von Frau Sommaruga willigte Präsidentin von der Leyen ein, dass sich die Kommission vor dem Referendum über die Freizügigkeit am 17. Mai nicht einmischen werde. Präsidentin von der Leyen stellte ausserdem klar, dass dieses Schweigen auch alle hängigen Dossiers betreffen wird, einschließlich der aktuellen Aktualisierung der staatsvertraglichen Vereinbarungen, die am 26. Mai in Kraft treten soll. Sie forderte ein klares politisches Bekenntnis und konkrete Signale der Schweizer Regierung, um den vereinbarten Text des institutionellen Rahmenabkommens unmittelbar nach der Abstimmung und vor dem 26. Mai voranzutreiben. Der Bundesratspräsident und die Bundesräte nahmen diese Bitte zur Kenntnis. [...]

Mit gezinkten Karten

Justizministerin Karin Keller-Sutter greift in der Abwehrkampagne gegen die Begrenzungsinitiative zu Halbwahrheiten und Falschdarstellungen. Nachteile der Zuwanderung werden ausgeblendet.

Von Beat Gygi



Eigene Show: Bundesrätin Keller-Sutter.

Bundesrätin Karin Keller-Sutter hat die offizielle Offensive gegen die Volksinitiative «Für eine massvolle Zuwanderung» beziehungsweise die Begrenzungsinitiative eröffnet, die am 17. Mai zur Abstimmung kommt. Damit tritt die Landesregierung viel früher als bei anderen Abstimmungsvorlagen auf die öffentliche Bühne, und Keller-Sutter machte dies zu einer Art Aufputz-Veranstaltung. Eine breit organisierte und getragene Aktion soll es werden, beteuerte die Justizministerin dieser Tage an Auftritten und in Zeitungsinterviews. In diesem Abstimmungskampf habe der Bundesrat einen Informationsauftrag, dieser werde durch alle Mitglieder des Bundesrates wahrge-

nommen, nicht nur durch sie allein als Dossierzuständige. Das lässt aufhorchen, denn in der Regierung sitzen mit Ueli Maurer und Guy Parmelin zwei SVP-Vertreter, deren Partei ja hinter der Initiative steht.

Apell an Akteure der Zivilgesellschaft

Vorläufig steht Keller-Sutter allein im Rampenlicht. Die Kampagnenstart-Medienkonferenz vorige Woche bestritt die Bundesrätin als Sololauf – dies im Gegensatz zur Kampagne seinerzeit gegen die Masseneinwanderungsinitiative 2013/2014, als drei Bundesräte auftraten. Zudem ist das Video der Konferenz auf der Website des Bundes nicht unter den Bundesrats-

pressekonzerten aufgeführt; es findet sich auf der Homepage des Justizdepartements und ist sozusagen der Bundesrätin eigene Show.

Aber die Front, die sie für die Abwehrkampagne aufbauen will, ist breit: Nicht nur die Landesregierung wird sich nach ihren Worten gegen die Initiative engagieren, sondern auch die Kantone, die Wirtschaftsverbände, die Gewerkschaften und die Parteien, die damals bei der Ablehnung im Parlament gegen diese Initiative gestimmt hätten. Kurz: ein Grossteil der institutionellen Schweiz. Allianz und Mobilisierung der Kräfte, die für den bilateralen Weg seien – das waren die wichtigsten Schlagworte der Bundesrätin –; wobei das Lager, das jetzt ge-

gen die Initiative antritt, nach dem 17. Mai den bilateralen Weg in einem Rahmenabkommen mit der EU sehen dürfte, das der gegenwärtigen Beziehung Schweiz–EU ein Ende setzen wird.

Wie kommt Keller-Sutter zur Aussage, die Kantone würden sich gegen die Initiative engagieren? Sie hatte an der Medienkonferenz den St. Galler CVP-Politiker Benedikt Würth an ihrer Seite, Präsident der Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren und zudem ihr Nachfolger im Ständerat. Er vertritt da die Abwehrhaltung der Kantone, wobei im Auge zu behalten ist, dass die Konferenz der Finanzregierungsräte keine demokratische Instanz ist, sondern eine Interessengruppe der Verwaltungen darstellt, man kann dies Klub oder Kartell nennen, wie dies übrigens auch für die Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektoren oder der Erziehungsdirektoren gilt.

Bei der Mobilisierung der Kräfte will die Justizministerin die Fehler von 2014 vermeiden. Damals habe die Allianz bei der Bekämpfung der Masseneinwanderungsinitiative nicht funktioniert, allzu früh hätten die verschiedenen Gruppen, Gewerkschaften und Wirtschaft, gedacht, man werde die Abstimmung knapp gewinnen, und deshalb hätten sie sich dann zu wenig angestrengt. Der Bundesrat habe aber jetzt die Lehre daraus gezogen, ebenso die Sozialpartner, also die mit dem Lohnschutz beschäftigten Gewerkschaften und Arbeitgeberorganisationen.

Keller-Sutter sieht sich als Vermittlerin, denn damit ist auch die Überbrückungsrente angesprochen, die sie im vergangenen Jahr zusammen mit Arbeitgebern und Gewerkschaften hastig auf den Weg gebracht hat, um ausgesteuerten Arbeitslosen nach sechzig bis zur regulären Rente über die Runden zu helfen. Ziel war es, die Kritik an der Zuwanderung zu dämpfen und der Begrenzungsinitiative Wind aus den Segeln zu nehmen. Die Vorlage zur Überbrückungsrente ist nun in parlamentarischer Behandlung, und es zeichnet sich zunehmend deutlicher ab, dass die Finanzierung und der Anschluss an die Altersvorsorge grosse Probleme bereiten werden und dass diese neugeschaffene Sozialeinrichtung zudem den Firmen Anreize geben wird, Arbeitnehmer ab 58 Jahren zu entlassen.

Um die Front zu verbreitern, appellierte die Bundesrätin bei ihrem Auftritt auch an die politischen Parteien und die Akteure der Zivilgesellschaft: Man müsse nun erklären, wie

wichtig es sei, sich für diese zentrale Weichenstellung einzusetzen, die mit der Abstimmung komme. Ziel von Bundesrat, Bundesverwaltung und von Wirtschaftsverbänden ist die Bewahrung der vollen Personenfreizügigkeit, die jeden Bürger in der EU und der Schweiz berechtigt, Arbeitsplatz und Aufenthaltsort innerhalb der Gebiete dieser zwei Vertragspar-

Behauptung 1 — Die Zuwanderung erfolge heute keineswegs unkontrolliert, «es ist eine Einwanderung in den Arbeitsmarkt», sagt die Justizministerin, eine Einwanderung in das Sozialsystem finde nicht statt. Die Statistik des Bundes zeigt jedoch, dass nicht einmal die Hälfte der Zuwanderung an Arbeitsverhältnisse geknüpft ist. Wie die Grafik auf Seite 26 zeigt, sind Familiennachzug, Aus- und Weiterbildung und andere Einwanderungsgründe insgesamt für etwas mehr als die Hälfte der Zuwanderung verantwortlich.

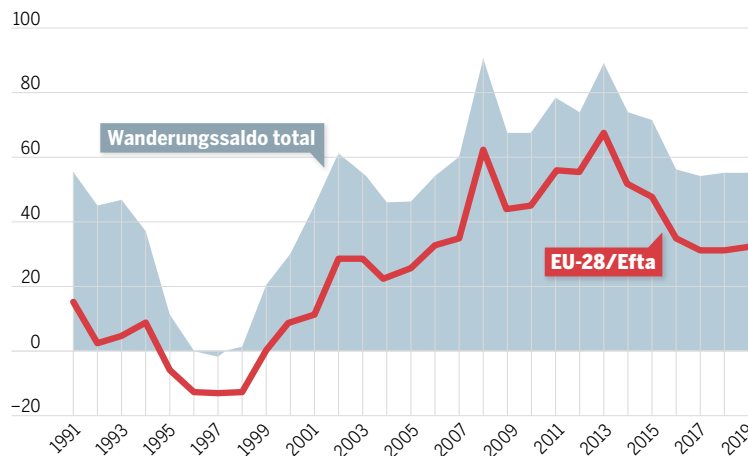
Selbst wenn man allein die an Arbeitsverträge geknüpfte Zuwanderung betrachtet, stellt diese Verbindung keine wirksame Kontrolle sicher. Die Kurve in der oberen Grafik zeigt, wie stark der Zustrom in kürzester Zeit anschwellen kann, wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse wie ein Magnet wirken. Weil die Standortbedingungen der Schweiz attraktiv und die Arbeitsmärkte vergleichsweise liberal sind, ziehen laufend neue Unternehmen in die Schweiz, schaffen Stellen – und im Gleichschritt wandern ausländische Arbeitskräfte ins Land. Eine Begrenzung gibt es nicht.

Auch der Zugang zum Sozialsystem wird relativ leicht gemacht. Die Arbeitslosigkeit bei Ausländern ist deutlich höher als bei Schweizern, da in der Praxis Zugewanderte nach kurzer Zeit entlassen werden, wenn sie sich nicht bewähren, so dass sie dann bald ins Sozialsystem gelangen. Moment, sucht denn die Wirtschaft nicht primär hochqualifizierte Fachkräfte? Offensichtlich nicht, wenn man die Ausbildungsprofile und die Herkunft der Zuwanderer betrachtet. Süd- und Osteuropa und Jobs der unteren Einkommensstufen dominieren (s.

Grafik unten). Die Schweiz bietet in einmaligem Ausmass freien Zugang für Ausländer, die in ihrem Territorium arbeiten oder Familienmitglieder nachziehen wollen – garantiert durch den Vertrag über die volle Personenfreizügigkeit mit der EU, für den die Initianten nun Neuverhandlungen und eine Lösung binnen eines Jahres fordern, sonst sei er zu kündigen. Und da die Personenfreizügigkeit eines der sieben bilateralen Abkommen der ersten Serie aus dem Jahr 2000 ist, für die die sogenannte Guillotine-Klausel gilt, stünden auch die sechs anderen zur Disposition: die Abkommen über den Abbau technischer Handelshemmnisse, über das öffentliche Beschaffungswesen, über landwirt-

Ansturm auf die Schweiz

Entwicklung der Nettozuwanderung pro Jahr, in 1000 Personen

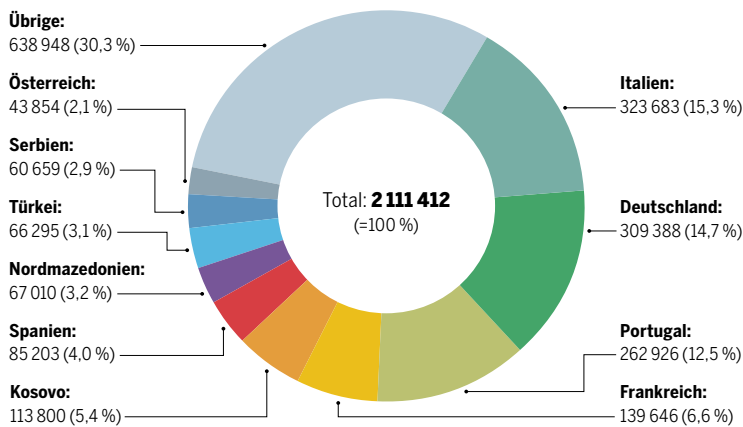


QUELLE: SECO

Eine Begrenzung gibt es nicht.

Südliches Klima

Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz nach Nationalitäten 2019. Anzahl Personen und Anteile in Prozent



QUELLE: SEM

Zuwanderung aus Tieflohnländern.

teien frei zu wählen, nach dem Grundsatz: Wo man eine Stelle findet, darf man sich niederlassen. Bund, Kantone, Wirtschaft, Politik, Gewerkschaften, Arbeitgeber und Zivilgesellschaft als Allianz mit vollem Einsatz gegen die Begrenzungsinitiative – und bei dieser Offensive geht die Bundesrätin selber nicht zimperlich vor. In der Debatte zur Abstimmungsvorlage und zum bilateralen Weg mit der EU greift sie ungeniert zu Klischees, Halbwahrheiten, Verzerrungen und Falschdarstellungen, aber sie bringt sie so gewandt und in so gepflegter Form vor, als ob sie aus einem Bundesordner kämen. Ins Auge stechen vier Behauptungen:

schaffliche Erzeugnisse, über Forschung, über Luftverkehr und über Landverkehr.

Behauptung 2 — Keller-Sutter warnt eindringlich, eine Kündigung der Personenfreizügigkeit setze den bilateralen Weg als Ganzes aufs Spiel. «Bei einer Kündigung der Bilateralen würden wir bei null beginnen», sagte sie, und der Bundesrat wolle das Risiko eines «vertragslosen Zustandes» nicht eingehen. Diese Darstellung der Dinge dient der Stimmungsmache und hat mit der Wirklichkeit wenig zu tun. Vertragslos? Die Schweiz hat mit der EU oder den Vorgängerorganisationen EWG und EG je nach Zählweise gegen 200 bilaterale Verträge abgeschlossen. Die sieben Bilateralen I, die allenfalls wegfallen könnten, sind ein kleiner Teil davon.

Der für die Schweiz bei weitem wichtigste Vertrag ist das Freihandelsabkommen von 1972, das die Schweiz und den EU-Raum zu einer Freihandelszone für industrielle Produkte vereinigt und den Handel mit verarbeiteten Landwirtschaftsprodukten regelt. Dieser Vertrag steht bei der Begrenzungsinitiative nicht zur Debatte, er bildet die Grundlage für den gegenseitigen Warenaustausch, er garantiert den Marktzugang, den freien Zugang der Schweizer Exporteure zum EU-Binnenmarkt. Daneben gilt für den Handel zwischen der Schweiz und der EU das Regelsystem der Welt Handelsorganisation (WTO). Sollten die sieben bilateralen Verträge der ersten Serie tatsächlich wegfallen, würde die Schweiz nicht von 100 auf 0 fallen, sondern vielleicht von 100 auf 95 oder von 100 auf 99 – je nachdem, wie viel die sechs Abkommen neben der Personenfreizügigkeit wert sind.

Behauptung 3 — «Die Bilateralen I sichern den Marktzugang der Schweizer Unternehmen zum EU-Raum.» So oder ähnlich lautet die Behauptung, mit der Keller-Sutter immer wieder den Eindruck zu erwecken sucht, von diesen Verträgen hänge der Marktzugang ab. Wer die betreffenden sieben Abkommen durchliest, stellt rasch fest, dass deren Inhalt von geringem Gewicht ist. Das Abkommen über den Abbau technischer Handelshemmnisse etwa regelt einzig und allein die Frage, welche Prüfstellen in der EU und in der Schweiz die Produkte zertifizieren dürfen, die im Binnenmarkt verkauft werden. Der Marktzugang wird durch das Freihandelsabkommen und die WTO garantiert. Bei einem Wegfall des Abkommens zu technischen Handelshemmnissen, das nicht nur von Keller-Sutter, sondern von fast allen, die ein Rahmenabkommen wollen, hochstilisiert

wird zu einem Marktöffnungsinstrument, würden die Unkosten der Firmen etwas steigen, mehr nicht. Schweizer Firmen mit einer Niederlassung in der EU würden praktisch nichts merken. Gleiches gilt für das Abkommen über das öffentliche Beschaffungswesen. Halt, aber das Abkommen über die Forschung – ist das Mitmachen in EU-Programmen nicht zentral

Zahlen sind richtig zitiert; laut den Schätzungen dürfte das Wachstum der Schweizer Wirtschaft in diesem Ausmass gedrückt werden, wenn die Personenfreizügigkeit entfiel. Was steckt aber hinter den Berechnungen? Laut Reiner Eichenberger, Ökonomeprofessor an der Universität Freiburg ist entscheidend, wie der Wegfall ins Modell eingebaut wurde. Es wurde ermittelt, wie das Wachstum wäre, wenn die Zuwanderung um ein Viertel geringer wäre. Weniger Zuwanderung würde also heissen: weniger Wirtschaftsleistung bei weniger Personen im Land. Pro Kopf macht das kaum einen Unterschied aus. Die von der Bundesrätin zitierten Hunderte von Milliarden Franken können deshalb nicht als Schaden dargestellt werden; den Leuten im Land geht es wirtschaftlich ja gleich gut. Oder besser, weil das Land weniger voll ist.

Aber eine solche Sicht wird in der Kampagne ausgeblendet, denn ein weiterer Propaganda-Kunstgriff der Justizministerin besteht darin, dass man nur über den Nutzen der Personenfreizügigkeit spricht und die Kosten der Zuwanderung verdrängt.

Diese Strategie der einseitigen Kommunikation prägt seit Jahren die politische Diskussion über die Personenfreizügigkeit, betrieben durch eine grosse Koalition aus EU-zugeneigten Politikern und Verwaltungsleuten sowie Firmen und Wirtschaftsorganisationen, die aufs günstige Rekrutieren ausländischer Arbeitskräfte aus sind. Um den freien Personenverkehr zu bewahren, setzt sich dieses Lager sogar für

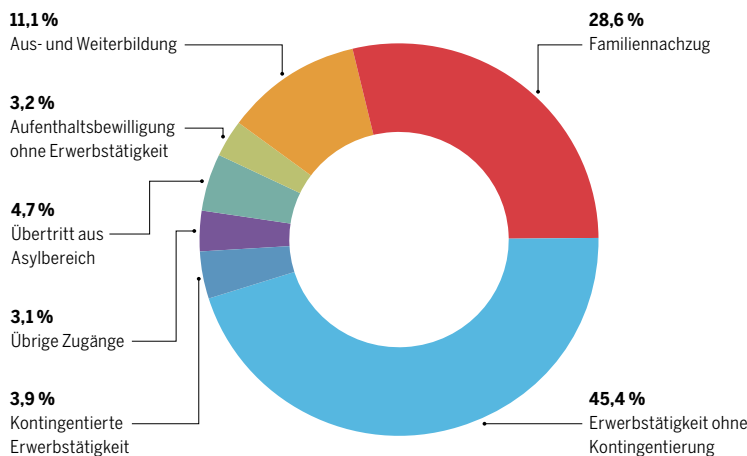
Irgendwann kommt der Punkt, an dem die Kosten höher sind als der Nutzen.

ein Rahmenabkommen mit der EU ein, das die Entscheidungsfreiheit der Schweiz grundlegend einschränken würde, weil nicht nur Personen, sondern auch EU-Recht dann frei ins Land fliessen könnten.

Wenn nun aber die Personenfreizügigkeit direkt zum Thema einer Volksabstimmung wird, werden sich die Diskussionen auch um die Schäden drehen, die durch den anhaltenden Zustrom von Leuten und Firmen aus dem Ausland entstehen. Steigende Mieten und Bodenpreise, verstopfte Strassen, Zeitverschwendung in Staus, verspätete und überfüllte Züge, überbeanspruchte Schulen sind Erfahrungen, die einen Eindruck davon vermitteln, wie sich das Leben in der Schweiz mit wachsender Bevölkerung verändert. Irgendwann kommt, so Eichenberger, bei einem Mengenwachstum in einem beschränkten Raum der Punkt, an dem die Kosten höher sind als der Nutzen. ○

Arbeiten ist zweitrangig

Gründe für die Einwanderung der ausländischen Bevölkerung 2019, Anteile in Prozent



QUELLE: SEM

Freier Zugang für Ausländer in einmaligem Ausmass.

für den Schweizer Forschungsstandort? Das ist doch auch eine Art Marktzugang. Die Antwort – wenn man sie ernsthaft suchen würde – dürfte negativ ausfallen, denn bisher wird nur der Input in die Forschung gemessen, nicht der Output. Und dieser dürfte durch den administrativen Riesenaufwand, der mit EU-Projekten verbunden ist, ziemlich stark beeinträchtigt sein. Schliesslich ist auch im Auge zu behalten, dass die besten Hochschulen Europas nicht in der EU liegen, sondern in Grossbritannien und in der Schweiz. Beim Abkommen über den Landverkehr sodann dürfte sich die EU hüten, etwas daran ändern oder es kündigen zu wollen, denn es ermöglicht den Europäern die Durchquerung der Schweiz zu absoluten Tiefpreisen – jeder EU-Lastwagen wird von der Schweiz subventioniert. Belastend für die Schweiz ist auch das Luftverkehrsabkommen, da die Mitgliedschaft bei der EU-Luftfahrtbehörde Easa die automatische Übernahme von EU-Recht und fremde Richter schon zur Realität macht.

Behauptung 4 — Jetzt zur Gesamtrechnung: «Der wirtschaftliche Schaden bei einem Wegfall der Bilateralen wäre ein 5 bis 7 Prozent tieferes Bruttoinlandprodukt und eine Einbusse von 460 bis 630 Milliarden Franken bis in weniger als zwanzig Jahren», sagt Keller-Sutter. Das tönt dramatisch. Sie bezieht sich vor allem auf die Studie aus dem Jahr 2015, die das Büro Ecoplan damals im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco) erstellt hat, um die wirtschaftliche Wirkung der Personenfreizügigkeit zu ermitteln. Die von der Bundesrätin genannten



VOR UNS DIE WELT

WIR MACHEN KLAR SCHIFF.



Ab Juli 2020 verwenden unsere Schiffe weltweit ausschliesslich das schwefelarme Marine-Gasöl 0,1%. Damit gehen wir weit über die gesetzlichen Bestimmungen hinaus und reduzieren zudem durch den Verzicht auf Schweröl die Schwefelemissionen unserer Schiffsflotte um 80%. So setzen wir Massstäbe für die gesamte Kreuzfahrtbranche und schützen, was unsere Gäste und uns fasziniert.



HAPAG ¹⁸/₉₁ LLOYD
CRUISES

Schweröl-Verzicht,
Katalysatorertechnik und Landstrom.
Mehr über diese und weitere
Massnahmen zum Umweltschutz
unter: www.hl-cruises.ch

Kreativer Rechtsausleger

Der frühere SP-Bundesrichter Niklaus Oberholzer soll im Auftrag des Bundesrates Licht ins Dunkel der Crypto-Affäre bringen. Ist er der richtige Mann für die Aufgabe?

Von Katharina Fontana

Eben erst ist er als Bundesrichter in Pension gegangen, und schon steht er als Ermittler in der Crypto-Affäre wieder auf dem Posten: Niklaus Oberholzer. Die Landesregierung hat den 66-jährigen St. Galler im Januar damit beauftragt, die Affäre um die Zuger Crypto AG zu untersuchen und herauszufinden, wer was über die Spionagetätigkeiten der Firma gewusst hat.

Im Auge des Sturms steht der freisinnige Alt-Bundesrat Kaspar Villiger, aber auch sein damaliger CVP-Amtskollege Arnold Koller soll im Bild gewesen sein, dass die Crypto AG durch den amerikanischen Geheimdienst CIA und den deutschen Nachrichtendienst kontrolliert worden sein und manipulierte Chiffriergeräte von der Schweiz aus in aller Herren Länder geliefert haben soll. Laut *NZZ am Sonntag* sind in weiteren Dokumenten zudem die Namen der seinerzeitigen Bundesräte Jean-Pascal Delamuraz (FDP) und Flavio Cotti (CVP) aufgetaucht. Im Moment scheint die politisch brennendste Frage zu sein, bei wem der Schwarze Peter hängenbleibt: bei der FDP oder bei der CVP?

Es ist also eine Aufgabe von beachtlicher politischer Brisanz, die dem früheren Bundesrichter übertragen wurde. Je nachdem, was er ans Licht bringt und wie er seine Ergebnisse darstellt, kann dies die Institutionen tüchtig durchrütteln.

Liebling der Medien

Eine ganz andere Frage ist, ob Niklaus Oberholzer der richtige Mann für den Auftrag ist. Denn der Jurist ist in der Vergangenheit wiederholt durch ein Rechtsverständnis aufgefallen, das in mehrfacher Hinsicht befremdet. Mag sein, dass die Landesregierung Oberholzers sozialdemokratisches Parteibuch als Pluspunkt gewertet hat; als SP-Mitglied steht er nicht im Verdacht, sich bei seiner Untersuchung von Animositäten und Schuldzuweisungen zwischen FDP und CVP beeinflussen zu lassen. Dennoch: Es hätte andere verdiente Juristen gegeben, welche die passendere Wahl gewesen wären.

Oberholzer hat dem Bundesgericht Ende 2019 den Rücken gekehrt – früher als nötig, denn Bundesrichter können bis zum Alter von 68 Jahren im Amt bleiben, und viele tun das auch. Nicht so der Ostschweizer, dem es im dunklen, aufs Gemüt drückenden Gerichtsgebäude auf Mon-Repos nicht wirklich wohl war, wie er verschiedentlich durchblicken liess.

Statt Prozesse zu führen, musste Oberholzer als Mitglied der Strafrechtlichen Abteilung des Bundesgerichts in einsamer, von der Umwelt abgeschiedener Arbeit Akten wälzen und zusammen mit seinen Kolleginnen und Kollegen im schriftlichen Verfahren über Verkehrsdelikte, Zwangsmassnahmen oder strafprozessuale Feinheiten befinden. Für passionierte Juristen mag diese Detailarbeit der Strafjustiz, die sich fast ausschliesslich im Büro abspielt, das höchste der Gefühle sein. Für Oberholzer war sie es nicht.

Sozialkritisches Mantra

Seine Rolle als Crypto-Ermittler dürfte ihm da wesentlich besser gefallen. So hat Oberholzer bereits die Gelegenheit genutzt, mit der *Sonntagszeitung* über seine neue, «höchst spannende Aufgabe» zu sprechen. Dass der St. Galler zu den bekanntesten Bundesrichtern beziehungsweise Ex-Bundesrichtern zählt, ist denn auch wesentlich auf seine Offenheit gegenüber den Medien zurückzuführen. Er war einer der ganz wenigen Lausanner Magistraten, der regelmässig zu aktuellen juristischen Themen Auskunft gab und selber in Zeitungen Gastbeiträge verfasste.

Diese Nahbarkeit, zusammen mit seiner umgänglichen Art, trug dazu bei, dass er bei Journalisten hoch im Kurs stand beziehungsweise steht. Kommt hinzu, dass er verlässlich sein sozialkritisches Mantra vertritt: Der Neoliberalismus hat bewährte strafrechtliche Prinzipien über Bord geworfen, der Ruf nach immer strengeren Strafen ist verfehlt, das

Seine umgängliche Art trägt dazu bei, dass er bei Journalisten hoch im Kurs steht.

Strafrecht muss in erster Linie auf die Resozialisierung des Täters ausgerichtet sein. Niklaus Oberholzer zählt damit zu jenem Kreis von Juristen, an die sich Journalisten immer dann wenden, wenn sie eine Expertenmeinung gegen strafrechtliche Härte zitieren möchten.

Vor seiner Wahl ans Bundesgericht 2012 war Oberholzer als Richter am St. Galler Kantonsgericht tätig und wirkte als dessen Präsident, vorher arbeitete er als selbständiger Anwalt und in seinen Anfängen als Untersuchungsrichter. Zu jener Zeit, 1989 und 1990, wurde er von der vom damaligen SP-Nationalrat Moritz

Leuenberger präsidierten Parlamentarischen Untersuchungskommission zur Fichenaffäre als Experte beigezogen. Auch später wurde Oberholzer von den Behörden gerne als Gutachter engagiert, etwa im Fall des Bankiers Oskar Holenweger, der vom Bundesstrafgericht nach jahrelangem Verfahren 2011 vollumfänglich freigesprochen wurde.

Ein Nebengeleise der weitverzweigten Holenweger-Causa bildete die kuriose Fax-Affäre des damaligen Untersuchungsrichters Ernst Roduner: Dieser hatte sich 2008 einen selbstverfassten Drohbrief zugefaxt und darin die Einstellung der Ermittlungen im Fall Holenweger verlangt. Oberholzer, damals noch Kantonsrichter, relativierte das Fehlverhalten von Roduner: «Das sollte nicht vorkommen, kann aber passieren», liess er sich im *Blick* zitieren. Die Fax-Affäre sei nicht bösartig gewesen, es habe sich um einen Hilfeschrei gehandelt. Dass ein Richter einen Staatsanwalt, der das Rechtssystem in die Irre führt, derart milde beurteilt, ist erstaunlich.

Locker im Fall Lauber

Auch in seiner Funktion als Präsident der Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA) in den Jahren 2015 bis 2018 zeigte sich Oberholzer ausgesprochen nachsichtig. In dieser Zeit konnte Bundesanwalt Michael Lauber weitgehend schalten und walten, wie ihm beliebte – und dies, obschon es für die AB-BA durchaus Grund gegeben hätte, zu intervenieren. So waren die Personalprobleme unter Laubers Ägide augenfällig.

Erfahrene Staatsanwälte nahmen reihenweise den Hut und wurden durch junge Assistenzstaatsanwälte ersetzt, zudem stellte Lauber mehrere Mitarbeiter ungerechtfertigt auf die Strasse, so dass der Bund diesen Abfindungen und Entschädigungen in Millionenhöhe bezahlen musste. Die von Oberholzer präsidierte AB-BA nahm es gelassen und beschränkte sich in ihrem Tätigkeitsbericht auf den Hinweis, dass «eine solche Situation die Ausnahme bleiben» müsse.

Auch auf die aufgefliegenen Geheimtreffen zwischen Michael Lauber und dem Fifa-Präsidenten Gianni Infantino, die Lauber später fast die Wiederwahl kosteten, reagierte Oberholzer leger und teilte mit, dass die AB-BA «die blosser Tatsache, dass die zwei Treffen stattgefunden haben, nicht als problematisch» ansehe. Dies, obschon die eidgenössische Strafprozessordnung explizit verlangt,



Ausgesprochen nachsichtig: alt Bundesrichter Oberholzer.

dass alle Verfahrenshandlungen zu protokollieren sind.

Oberholzers Nachfolger Hanspeter Uster beurteilte Laubers Verhalten denn auch komplett anders und startete eine Disziplinaruntersuchung gegen den Bundesanwalt, die derzeit noch läuft. Notabene hat auch das

Bundesstrafgericht die vertraulichen Zusammenkünfte mit Infantino später als widerrechtlich angesehen.

Lockerheit im Umgang mit Rechtsregeln zeigte Oberholzer auch bei seiner Tätigkeit in Lausanne. Wie ein Bundesrichter denkt und argumentiert, weiss man in aller Regel nicht,

da die Urteile schriftlich ergehen und nur ein Bruchteil der Fälle an einer öffentlichen Sitzung beraten werden. Bei solchen raren Gelegenheiten manifestierte sich, dass Oberholzer nicht zu jenen Richtern zählt, die streng gestützt auf Verfassung und Gesetz zu einem Urteil gelangen, sondern dass er vielmehr zu jenen gehört, die sich in der Rolle des Gestalters sehen und sich auch einmal über eine Regel hinwegsetzen, wenn damit das gewünschte Ergebnis erreicht wird.

Das zeigte sich beispielsweise bei der Frage, ob gefährliche Schwerekriminelle zu einer lebenslangen Freiheitsstrafe sowie zu einer Verwahrung verurteilt werden dürfen. Ober-

Er sieht sich in der Rolle des Gestalters, der sich auch einmal über eine Regel hinwegsetzt.

holzer hielt diese Strafrechtsnorm für nicht durchdacht, während seine Kollegen darauf beharrten, dass der Gesetzgeber dies so gewollt habe und sie als Richter folglich die Pflicht hätten, die Vorschrift anzuwenden.

Juristenwelt stand kopf

Wie grosszügig Oberholzer das Recht interpretiert, zeigte sich Mitte Januar, als er das Urteil zu den Lausanner Klimaaktivisten in den Tamedia-Zeitungen verteidigte. Ein Waadtländer Richter hatte eine Gruppe Demonstranten, die zwecks Klimarettung die Schalterhalle der Credit Suisse besetzt hatten, wegen «rechtfertigenden Notstands» vom Vorwurf des Hausfriedensbruchs freigesprochen.

Während die Juristenwelt wegen dieser kompletten Verdrehung des massgeblichen Strafrechtsartikels kopfstand, meinte Oberholzer, dass er das Urteil mutig finde. Es sei Aufgabe der Rechtsprechung, auf veränderte Situationen zu reagieren und sich einem Wandel anzupassen. Strafrecht habe zudem immer eine politische Komponente.

Klare Worte zu dieser Haltung fand der Freiburger Strafrechtsprofessor Marcel Niggli. Auf Oberholzers Aussage angesprochen, meinte er in einem Interview mit den CH-Media-Titeln: «Es ist nicht die Aufgabe eines Richters, sich irgendeinem Wandel anzupassen. Die Aufgabe eines Richters ist es, das Recht anzuwenden. Falls das Recht einem Wandel angepasst werden soll, kann die Politik die Gesetze ändern.» Und weiter: «Vielleicht ist es [...] gut, dass Herr Oberholzer nicht mehr am Bundesgericht tätig ist.»

Diese Meinung dürfte manch einer teilen, der sich näher mit der Arbeit des ehemaligen Bundesrichters befasst hat. Umso grösser ist jetzt die Konsternation, dass ausgerechnet Niklaus Oberholzer mit seinem flexiblen Rechtsverständnis der Aufklärer der Crypto-Affäre sein soll. ○

Skandal, made in Seldwyla

Unsere Medien sehnen wieder einmal den grossen internationalen Skandal mit der Schweiz in der Hauptrolle herbei. Es wird nichts daraus werden. Ausserhalb unseres Landes stösst die Crypto-Affäre nicht einmal bei den Journalistenkollegen auf Resonanz. *Von Kurt W. Zimmermann*

So pathetisch war die *Washington Post* seit ihren pathetischen Zeiten von Watergate nicht mehr. «Der Geheimdienst-Coup des Jahrhunderts», titelte das Blatt. Die Story hatte fast den Umfang eines Taschenbuchs.

Die Story hatte keine Resonanz. Niemand sonst in den Medien interessierte sich in den USA für die Story des Jahrhunderts.

So pathetisch war auch das ZDF schon lange nicht mehr. Man bringe «die wahrscheinlich wichtigste Geheimdienstoperation der Geschichte» ans Tageslicht, liess sich der Sender auf die Schulter klopfen.

Die Story hatte eher schwache Resonanz. Niemand sonst in den Medien interessierte sich in Deutschland übermässig für die wichtigste Story der Geschichte.

Da wollte die «Rundschau» an Pathos nicht zurückstehen. Die SRF-Sendung jubelte über die Enthüllung einer «gigantischen Spionageaffäre» und liess sich bescheinigen, eine der «kühnsten und auch skandalträchtigsten Operationen» aufgedeckt zu haben.

Diesmal hatte die Story eine gigantische Resonanz. Sämtliche Schweizer Medien, von NZZ bis *Blick*, von der SRG-Armada bis zu Tele Bärn, sprangen nun reflexartig auf und bombardieren seitdem das Publikum Tag für Tag mit neuen Enthüllungen, Vermutungen und Verdächtigungen.

Objektiv nicht erklärbar

Rund um die Crypto AG aus Zug erleben wir in den Medien einen Mainstream an helvetischer Hysterie, wie man ihn selbst in unseren Mainstream-Zeiten selten sieht. Das Land steht nahe vor dem Untergang – darüber sind sich die Journalisten einig. «Diese Spionageaffäre erschüttert die Eidgenossenschaft in ihren Grundfesten», weiss etwa das *St. Galler Tagblatt*. Die Affäre «beschädigt die Glaubwürdigkeit unseres Landes auf Jahre hinaus», weiss etwa der *Tages-Anzeiger*.

In der Hitze des medialen Gefechts verdampften für einmal sogar die ideologischen Unterschiede. Konservative wie linke Blätter singen im Chor. «Die Abhöraktionen erschüttern das Selbstverständnis des Landes», beschreibt etwa die linke *Wochezeitung* die erschütternde Lage der Nation. «Die «Crypto-Leaks» stören das Selbstbild der neutralen Schweiz», beschreibt fast identisch die bürgerliche *Neue Zürcher Zeitung* die verstörende Situation der Nation. Gerade die ansonsten nüchterne NZZ wäre an sich prädestiniert gewesen,

die journalistische Schnappatmung wieder etwas zu normalisieren. Ihr Chefredaktor Eric Gujer ist der wohl kompetenteste Kenner in Geheimdienstfragen, den es in der Schweizer Publizistik gibt. Der Zufall wollte es nun, dass Gujer an der Münchner Sicherheitskonferenz und daher tagelang abwesend war, als die Affäre zu Hause explodierte. Seine Redaktion konnte darum wüten, wie sie wollte, und tat im Gesangsverein lauthals mit.

Die journalistische Aufgeregtheit rund um Crypto und den Untergang der Schweiz ist objektiv nicht erklärbar. Denn von den drei Beteiligten an der Geschichte, den USA, Deutschland und der Schweiz, spielt die Schweiz die unbedeutendste Rolle. Sie ist Nebendarstellerin.

Die Firma Crypto aus Steinhausen ZG, die manipulierte Verschlüsselungsgeräte exportierte, war in amerikanischem und deutschem Staatsbesitz, konkret der Central Intelligence Agency (CIA) und des deutschen Bundesnachrichtendienstes (BND). Die Anweisung ans Schweizer Management, getürkte Geräte auszuliefern, kam von den zwei ausländischen Aktionären. Sie konnten dadurch fremde Fernschreiberbotschaften auswerten.

Auch bei der Dechiffrierung der abgefangenen Telex-Meldungen waren dann ausschliesslich CIA und BND aktiv. Der Schweizer Nachrichtendienst (NDB) tat nicht mit. Auch «abgehört», wie die Journalisten schrieben,

Von den drei an der Geschichte beteiligten Ländern spielt die Schweiz die unbedeutendste Rolle.

wurde gar nichts. Die Crypto-Geräte waren nur für Text- und nicht für Tonübertragungen gemacht.

Die Affäre reduzierte sich journalistisch also auf die Frage, wer im Schweizer Nachrichtendienst und allenfalls im Bundesrat Mitwisser von amerikanischen und deutschen Geheimdienstaktivitäten war. Allenfalls kann man noch die Frage stellen, ob man der Crypto AG durch den Firmensitz in der neutralen Schweiz etwas gar viel Marketinghilfe zukommen liess.

Für eine Schweizer Affäre genügte das. Für eine internationale Affäre war es viel zu wenig. Die amerikanischen und deutschen Journalisten, in der Nato sozialisiert, erkannten denn kein Problem.

Washington Post, ZDF und «Rundschau» bedienten sich aus demselben Topf an Informationen. Am Anfang stand der deutsche Journalist Peter F. Müller, ein gestandener Profi zum Thema Nachrichtendienst. Er bekam vor drei Jahren das sogenannte «Minerva»-Papier zugespielt, einen 96-seitigen Text, der angeblich aus Geheimdienstkreisen stammt und die Geschichte der manipulierten Crypto-Chiffriergeräte nacherzählt. Müller, der schon früher für das ZDF gearbeitet hatte, schlug dem Sender eine Dokumentation zum Thema vor.

Das ZDF begann 2017 mit den Recherchen und suchte dann nach Partnern in den zwei anderen interessierten Ländern. Ende 2018 ging das «Minerva»-Papier an die *Washington Post*, von der man sich internationales Renommee versprach. Im August 2019 lieferte das ZDF Unterlagen auch noch an die «Rundschau», um den Schweizer Aspekt besser abzudecken, Anfang 2020 trafen sich die Autoren der drei Medien in der Schweiz, um den Rollout der Story abzustimmen.

Die Quelle des «Minerva»-Papiers ist auch ZDF, *Washington Post* und «Rundschau» bis heute nicht bekannt. Man vermutet, es könnte die CIA sein. Das ist wenig wahrscheinlich. Denn das Papier ist über weite Strecken im Stil eines Jerry-Cotton-Groschenromans gehalten, gespickt mit boulevardesker Sprache und mit dramatisierenden Ausrufezeichen. «So schreibt kaum jemand, der einen Bericht für den internen Gebrauch verfasst», fasste die NZZ am Sonntag zusammen. Sie war das einzige Medium, das den journalistischen Reflex zeigte, die Quelle der Affäre kritisch zu hinterfragen.

Aus dem Material holten in der Folge nur die Schweizer rund um die «Rundschau» einen echten Effekt heraus. Nur ihnen gelang es, die süffige Erzählung zum staatsbedrohenden Skandal hochzukochen. Es war ein gutes Beispiel von professionell orchestriertem Storytelling.

Die *Washington Post* konnte das nicht. Nachdem ihr überlanger Report mit der knalligen Headline «The intelligence coup of the century» erschienen war, passierte rein gar nichts. Kein einziges unter den TV-Netzwerken wie CNN, NBC, ABC und Fox News verschwendete auch nur eine Sekunde Sendezeit für die ach so sensationelle Spionagegeschichte um eine Crypto AG aus Zug. Auch die grossen US-Blätter wie das *Wall Street Journal* schrieben nichts. Nur die *New York Times* rückte zwei kleinere Texte ein, aber nicht von einem eigenen



Schnelle Mobilisierung: «Rundschau» mit Dominik Meier im Schweizer Fernsehen vom 12. Februar.

Redaktor verfasst, sondern von Nachrichtenagenturen, was die Bedeutungslosigkeit der Sache unterstrich.

Dem ZDF erging es nicht viel besser. Zuerst einmal traute es dem eigenen Versprechen eines Megaskandals selber nicht so richtig über den Weg. Der Film im ZDF-Magazin «Frontal 21» dauerte nur kurze zwölf Minuten. Das war gleich lang wie ansonsten Beiträge über Krankenhäuser in Brandenburg oder Probleme im regionalen Mülltransport.

Die anderen deutschen Medien übergangen dann weitgehend die vierzig Jahre alte Spionagegeschichte. Das Leitmedium *Frankfurter Allgemeine* beschränkte sich auf einen Beitrag seines Schweizer Korrespondenten, der mit leichter Verwunderung die Aufgeregtheit im Nachbarland beschrieb. Der *Spiegel*, sonst hinter jeder Polit-Affäre her, liess es mit einem kurzen Online-Artikel bewenden. Nur die *Süddeutsche Zeitung* tat ein bisschen mehr, weil sie eine Kooperation mit dem *Tages-Anzeiger* hat und ein paar von dessen Artikeln übernahm.

Amerikaner und Deutsche spionierten vor vierzig Jahren im Kalten Krieg andere Länder aus – den amerikanischen und deutschen Medien war solche Normalität egal.

Schweizer spionierten vor vierzig Jahren im Kalten Krieg keine anderen Länder aus, son-

dern sie tolerierten die Spionage nur – die Schweizer Medien drehten ob solcher Normalität durch. Warum dieser Schweizer Sonderfall? Es ist eine Erfolgsgeschichte des journalistischen Marketings. Die «Rundschau» und ihr Verbündeter Tamedia machten das dramaturgisch äusserst geschickt.

Als Erstes baute die «Rundschau» nicht einen Zwölf-Minuten-Beitrag, sondern setzte, atemlos angekündigt, eine «Sondersendung» ins Programm, die eine Stunde und vierzig Minuten dauerte. Flankierend stiegen die News-Kollegen von «Tagesschau» und «10 vor 10» gross in die Story ein.

Zusätzlich befeuerte die «Rundschau» den Hype, indem sie einen Medienverbund mit der Tamedia-Gruppe, dem grössten Schweizer Verlagshaus, einging. Kontaktmann war der ehemalige *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor Res Strehle, der bis 2016 im Amt war. Strehle hatte 1994 unter dem Titel «Verschlüsselt» ein Buch über die Crypto AG publiziert, in dem er den deutschen Siemens-Konzern als Eigentümer des Unternehmens vermutete. Das Buch hatte kaum Widerhall. Strehle («Ein Fall, grösser als meine Fantasie») sah nun die Chance, seinem alten Thema zu neuem Glanz zu verhelfen.

Tamedia warf dann die ganze Power ihres Recherchen-Teams und ihr Dutzend an Tages-

zeitungen in die Schlacht. Als besten Primeur produzierte das Team die Story, im Department von Verteidigungsministerin Viola Amherd seien neue Dokumente aufgetaucht – und die «weisen darauf hin, dass der ehemalige EMD-Vorsteher Kaspar Villiger informiert war». Erneut überschlugen sich die Medien mit Berichten, weil nun ein erster einheimischer Bösewicht mit Namen ausgemacht schien.

Dann gelang dem Schweizer Fernsehen auch eine sehr schnelle Mobilisierung im politischen Empörungsmechanismus. Die «Rundschau» gab in ihrem Crypto-Beitrag dem grünen Nationalrat Balthasar Glättli einen prominenten Auftritt, wiewohl Glättli bisher nie als Spezialist für Geheimdienste aufgefallen war. Gegenüber SRF durfte er dann als erster Politiker eine parlamentarische Untersuchungskommission (PUK) einfordern.

Heitere Seiten

Natürlich hätte man ebenso einen Politiker aus der SP oder CVP wählen können, der dieselbe PUK-Forderung noch so gerne formuliert hätte. In der medialen Skandalbewirtschaftung aber war Glättli der ideale, weil kontroverse Treiber, indem ein Vertreter des letzten Wahlsiegers hier eine Plattform bekam.

Über Glättlis Forderung, dies für Statistiker, erschienen in den folgenden Tagen dann 150 Artikel. Das gesamte Crypto-Thema hatte nach einer Woche die Grenze von 1200 Artikeln erreicht, dazu kamen 160 Beiträge aus der SRF-Küche plus ein paar hundert Berichte von den privaten Radio- und TV-Stationen.

Was bleibt? Es bleibt, wie immer bei medialen Lemmingzügen, das tröstliche Gefühl, dass die Schweiz je weniger Schaden nimmt, je heftiger ihre Journalisten den Zerfall des Landes herbeizuschreiben versuchen.

Der Fichenskandal, die Holocaust-Gelder, das Grounding der Swissair, die Libyen-Affäre, der Absturz der UBS, das Bankgeheimnis und zuletzt die Krise bei der Credit Suisse und die Crypto-Affäre: Immer durfte man lesen, welch «irreparablen Schaden» das Image der Schweiz gegen aussen erlitten habe und wie die Schweiz nun auf ewige Zeiten mit «verlorener Glaubwürdigkeit» dastehe. Und immer musste auch «die Geschichte der Schweiz», so die Tamedia-Blätter auch wieder zum Fall Crypto, «neu geschrieben werden».

Die neuste Affäre hat darum ihre heiteren Seiten. Es ist dem Kleinstaat Schweiz offenbar nicht möglich, einen international bedeutsamen Skandal zu fabrizieren, sosehr die Journalisten das auch ersehnen. Auch die Crypto-Affäre wird ausserhalb der Redaktionen und Parteien bald vergessen sein.

Die Schweiz bringt keine weltbewegenden Skandale zustande. Sie schafft nur Skandalchen made in Switzerland. Oder, noch präziser, made in Seldwyla. ○

Naomis Welt

Die 19-jährige Youtuberin Naomi Seibt wird als «Anti-Greta» etikettiert und als Marionette von Klimaleugnern abgetan. Doch die junge Frau bringt ihre Skepsis leidenschaftlich und hochintelligent vor; die Meinungsfreiheit sei ihr höchstes Gut. Wie viel Geld sie dafür erhält, verrät sie exklusiv. *Von Roman Zeller*

Geräuschlos betritt sie die Küche – blonde Haare, blaue Augen. «Da ist ja die Madame», sagt Karoline Seibt, ihre Mutter, die mit mir Kaffee trinkt. Die selbständige Rechtsanwältin, die mit ihren zwei Töchtern in einem Vorort von Münster wohnt, arbeitet von zu Hause aus. Naomi, 19, sagt kein Wort und bringt erst den Abfallsack vor die Türe, um mir dann ihren Arm entgegenzustrecken. Zaghafte, ganz ohne Händedruck, grüsst sie: «Hallo.»

Zupackender sind die Texte, die über die «Anti-Greta» verfasst werden. Vom Harfe spielenden «neuen Star der globalen Klimaleugnerszene» war in der *NZZ am Sonntag* die Rede – «jung, gebildet, blond, eloquent, libertär, AfD-Fan» –, dem über Youtube 46 000 Abonnenten folgen. «Von Erderwärmung», wusste die Journalistin, «dürfte Seibt jedoch so viel Ahnung haben wie Klimawissenschaftler von Harfen.»

Politik fand sie öde

Wiederholt liest sie solche Texte. Doch diese Einordnung scheint sie getroffen zu haben: «Ich spielte Geige, heute Klavier», korrigiert sie aufgewühlt. In ihren Augen sammeln sich Tränen. Am Telefon habe sie der Journalistin minutenlang von der Klimawissenschaft erzählt, warum sie den menschengemachten Klimawandel bezweifle. Nur stand nichts davon im Text. «Lieber schrieb sie, ich hätte keine Ahnung.»

Sie zeigt ihr Zimmer. Auf dem Schreibtisch türmen sich zwei Kartonschachteln, eine Proteindose und ein Buch: Diese Improvisation ist ihr Videostudio. Sie stellt sich davor hin, nachdem sie das iPhone zuoberst platziert hat. So filmt sie sich seit acht Monaten, um anschließend die Beiträge auf Youtube zu laden und Hunderttausende Nutzer zu erreichen.

«Hallo, Andersdenkende», grüsst Seibt jeweils, bevor sie ihre «unpopulären politischen Meinungen» kundtut. Während Gleichaltrige fürs Klima streiken, argumentiert Seibt, warum sie den Zusammenhang zwischen CO₂-Ausstoß und Erderwärmung anzweifelt, wobei sie stets auf ihre Quellen verweist. Darauf angesprochen, redet sie sich in einen Fluss. Leidenschaftlich spricht sie über das Klima als «hochkomplexes System», bei dem etliche Faktoren mit berücksichtigt werden müssten für ein schlüssiges Modell – «allen voran die Sonne», wie sie betont. Diese habe eine immense Bedeutung, ebenso die Komposition der Erdoberfläche, die Atmosphäre oder die negativen Rückkopplungseffekte, die dafür sorgten, dass sich das Klima von selbst stabilisiere.



«Hallo, Andersdenkende»: Aktivistin Seibt, 19.

Das Video «Klimawandel – Alles nur heiße Luft...?», in dem sie umfassender argumentiert, wurde knapp 180 000-mal aufgerufen. Als «Anti-Greta» wolle sie trotzdem nicht bezeichnet werden. «Ich bin Naomi Seibt und nicht gegen Greta. Ich bin für die Meinungsfreiheit.»

Es ist dieses Recht, die eigenen Ansichten kundzutun, mit dem die junge Frau polarisiert: Unverblümt warnt sie vor der «sozialistischen Diktatur» und plädiert für eine «direktere

Demokratie», weshalb sie die AfD wählte, wie sie öffentlich einräumte. Der *Spiegel* attestierte ihr «rechte Brachialrhetorik», *Bento*, aus dem gleichen Medienhaus, sogar «Rechtsextremismus».

Selbst bezeichnet sie sich als «libertär», was sie mit «so wenig Regierung und so viel Freiheit wie möglich» umschreibt. Während wir am Esstisch sitzen, hat sich ihre Mutter zurückgezogen. Denn Hilfe braucht ihre Tochter keine. Alles mache sie selber, sagt Naomi Seibt, «je-

des Interview, jede Rede, jedes Video». Dass sie mit ihren Meinungen aneckt, sei ihr bewusst. Grenzen in Bezug auf das, was man sagen dürfe und was nicht, kenne sie keine. Ihr sei lieber, ein echter Nazi oute sich. «Dann können wir ihn entblößen», fügt sie an. Sonst verstecke sich dieser im rechten Flügel der AfD, von der sie sich parteipolitisch abgrenzt.

«Ich will keine Politikkarriere», sagt sie. Dass sie sich überhaupt politisch exponiere, sei nicht absehbar gewesen. Politik fand sie früher «total öde». Lieber zeichnete sie. Vor allem Gesichter, noch bevor sie laufen konnte. Das war ein erstes Anzeichen für ihren überdurchschnittlichen Intellekt. 157 IQ-Punkte habe ein Test ergeben, sagt die Einzelgängerin, die nie einen grossen Freundeskreis hatte. Sie konnte sich alleine beschäftigen, mit Technik, den Naturwissenschaften, mit Chemie- und Physikbaukasten. Alljährlich bestritt sie den Wettbewerb «Jugend forscht», den sie mehrmals gewann. Das Abitur schloss sie mit sechzehn ab, zwei Jahre verfrüht, mit Bestnote. Ein «Nerd» sei sie gewesen, ein «richtiger Bücherwurm». Der Roman «Sophies Welt» habe sie am meisten beschäftigt. Darin denkt eine Vierzehnjährige, angeregt durch mysteriöse Briefe von ihrem Philosophielehrer, über ihr Verhältnis zur Welt nach.

Um 2015 entwickelte die damals Vierzehnjährige politisches Interesse. Während Gleichaltrige pubertierten, nahm ihre Mutter sie – die heute parteilos ist und damals in der CDU war – an eine Parteiveranstaltung mit. Naomi Seibt erinnert sich an den Wortlaut einer Rede: «Die AfD müssen wir eliminieren», zitiert sie. «Ich hatte Gänsehaut, das fand ich total undemokratisch.»

Als ihre Mutter begann, sich mit der Migrationskrise auseinanderzusetzen, zeigte sie ihrer Tochter den Youtuber Stefan Molyneux. Der kanadische Libertäre sei für sie wie der Philosophielehrer aus «Sophies Welt» gewesen, sagt Naomi Seibt, die sofort eine Faszination für kritische Blogger entwickelte. So auch für Jordan Peterson. Vom kanadischen Star-Intellektuellen, der sich gerne quer zum Mainstream stellt, habe sie gelernt, stets die Wahrheit zu sagen.

Fortan äusserte sie ihre kritische Meinung, vor allem zur Flüchtlingspolitik und in der Schule. «Warum öffnen wir unsere Grenzen? Warum helfen wir nicht vor Ort?» Dass sie als Rassistin bezeichnet worden sei, findet sie komisch: «Ich hatte nie etwas gegen Ausländer, auch nie schlechte Erfahrungen. Mich beschäftigte die philosophische Auseinandersetzung.»

Dass sich Seibt, die ihr Wirtschaftsstudium abgebrochen und ein Psychologiestudium ausgesetzt hat, als Youtuberin bezeichnen kann, ist Zufall. Als die AfD nach dem besten Gedicht (Thema: «Mut für Mädchen») suchte, gewann sie prompt. Und weil sie keine Lust hatte, an die Berliner Preisverleihung zu reisen, verlas sie ihre Zeilen online. Schnell zählte der YouTube-Post 30 000 Aufrufe, wofür sie sich per Video bedankte. Dabei stellte sie gleichzeitig ihren

eigenen Kanal vor. Im Juli 2019 veröffentlichte sie darin ihren Klima-Beitrag. Da meldete sich Wolfgang Müller vom Europäischen Institut für Klima und Energie, das gegen den Klimakonsens lobbyiert. Ob sie im November an einer Veranstaltung teilnehmen wolle? Seibt spricht von einem «spannenden Tag», an dem sie «komplett spontan» eine kurze Rede hielt.

Besonders schwärmt sie von Christopher Monckton, einem Klimaskeptiker, neben den sie sich damals setzte. Der Brite ermöglichte ihr den Kontakt zum Heartland Institute, einem Think-Thank und einer der umstrittensten Lobby-Firmen weltweit in Sachen Klimaskopsis. Sogleich lud sie die amerikanische Organisation zum Climate Reality Forum im Dezember in Madrid. Dort hielt sie erneut eine Rede – worauf der Vorwurf lautete, dass Seibt die «Marionette» der Klimaskeptiker sei. Noch heute ärgert sie sich darüber, weil sie erst seit Anfang Jahr und ganz normal beim Heartland Institute angestellt sei. Der Vertrag, betont Seibt, sei ihr erst nach Madrid angeboten worden. «Wollen Sie ihn sehen?»

Leichenwagen von der Antifa

Sie scrollt durch ihre E-Mails, bis sie das Dokument findet. Darin steht, dass es Seibt bis zum Vertragsende (am 31. März) freigestellt sei, wann sie Videos über Energie-, Umwelt- und Klimathemen produziere. «Periodisch» gehöre das zu ihren Aufgaben, ebenso wie Interviewanfragen zu beantworten. Statt Unsummen bezieht sie einen durchschnittlichen deutschen Monatslohn. Ihre Videos würde sie aber auch ohne Lohn drehen, sie wohne ja noch zu Hause.

Erneut zückt sie ihr Handy. Auf Youtube er sucht Seibt um Spenden, da sie keine Werbung schaltet. Exklusiv gewährt sie Einblick in ihre Kontoeingänge, die mal 50, mal 10 Euro betragen; die 480 Euro, die Ende letzten Jahres eingingen, sind ein Ausreisser. Zweitausend Euro kämen pro Monat zusammen, maximal. Das bringe sie ihrem Ziel, in die USA zu ziehen, näher. Ende Februar dürfe sie vorerst an die Conservative Political Action Conference, eine Konferenz konservativer Aktivisten in Maryland.

Darauf freuesie sich, endlich weg aus Deutschland. «Hier habe ich keine Zukunft», sagt sie, weil es für sie zu gefährlich sei. Sie kriegt Drohanrufe, während unseres Gesprächs klingelt es mehrmals, ohne dass sich jemand am anderen Ende der Leitung meldet. «Sie sagen, sie wollten mich umbringen» – bekenkende Linksextreme, die aber anonym bleiben. Erst kürzlich bestellte ihr die Antifa einen Bestatter, der mit dem Leichenwagen vorfuhr. Das sei eingefahren, meint sie. «Viel schlimmer finde ich aber, wenn man mir nicht zuhört, nur weil ich andere Ansichten habe.» Sie schlüpft in ihre Jacke. Bereits wartet das nächste Treffen mit einer linken Reporterin. «Ich rede mit allen», sagt Naomi Seibt und reicht mir zur Verabschiedung die Hand. ○

Politik

Operation Uno

Cassis will mit bis zu 25 neuen Stellen die Kandidatur für den Sicherheitsrat vorantreiben.

Es ist ein heisses Eisen der Schweizer Aussenpolitik: die Kandidatur für einen nichtständigen Sitz im Uno-Sicherheitsrat in den Jahren 2023/24. Aussenminister Ignazio Cassis (FDP) gibt jetzt Gas. Er will in den nächsten Monaten bis zu 25 neue Stellen schaffen, um die Kandidatur für einen Sitz der Schweiz in diesem Gremium voranzutreiben. Zwei Drittel der neuen Jobs sollen durch interne Umlagerungen bereitgestellt werden, bei einem Drittel handelt es sich um zusätzliche Stellen.

Das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) bestätigt entsprechende Pläne: «Erfahrungen vergleichbarer Länder zeigen, dass ein Sicherheitsratsmandat ohne angemessene temporäre Erhöhung der Personalressourcen kaum sinnvoll wahrgenommen werden kann.» Der Mehrbedarf an Stellen entspreche weniger als 0,5 Prozent des EDA-Per-

Die Entscheidungen unterlägen oft machtpolitischen Mehrheitsverhältnissen.

sonalbestands und liege von der Stellenzahl her unterhalb den für den OSZE-Vorsitz im Jahr 2014 mobilisierten Mitteln. Der Bundesrat werde im Frühjahr 2020 über die weitere Planung und die Ressourcen entscheiden.

Alles andere als unparteiisch

Bloss: Wäre ein Sitz im Sicherheitsrat überhaupt mit der Schweizer Neutralität vereinbar? «Diese Frage wurde schon viele Male behandelt und jedes Mal positiv beantwortet», sagt Damian Müller (FDP), Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Ständerates.

Was Bundesrat und Parlament konstant ausblenden, hat SVP-Nationalrat Roland Rino Büchel in Vorstössen auf den Punkt gebracht: die realpolitischen Tatsachen. Die Entscheidungen des Uno-Sicherheitsrates unterlägen zum Beispiel oft spezifischen machtpolitischen Mehrheitsverhältnissen, womit die Uno alles andere als unparteiisch sei.

Die Schweiz habe die Freiheit, bei einem mit der Neutralität nicht in Einklang stehenden Entscheid über Krieg sich zu enthalten, sagt Müller dazu. Allerdings stellt sich dann die Frage, weshalb die Schweiz einem Gremium angehören will, wenn sie die dort getroffenen Entscheide nicht beeinflussen und mittragen kann. *Hubert Mooser*

Tollkühnster Abfahrer

Erstmals seit dreissig Jahren können die Schweizer Skirennfahrer den Nationencup gewinnen. Dies weckt Erinnerungen an die glorreichen Zeiten und eine der spektakulärsten Rivalitäten.

Von Thomas Renggli

Es gibt kaum etwas, was auf Schweizer Sportfans eine magischere Ausstrahlung hat als das Nationenklassement im Ski-Weltcup. Es ist weit mehr als eine simple Statistik. Es ist ein Wert, der das Selbstbewusstsein einer ganzen Nation spiegelt – und den Vergleich mit unserem Lieblingsrivalen Österreich schonungslos zu Papier bringt. Oft schmerzte allein das Hinschauen. Aber in diesem Winter ist alles anders. Es winkt ein sporthistorischer Triumph. Erstmals seit dreissig Jahren sind die Schweizerinnen und Schweizer wieder auf der Überholspur und können längst vergangen geglaubte Zeiten zu neuem Leben erwecken.

Gab es noch einen Zweifel an den Kräfteverhältnissen, wurde er am vergangenen Donnerstag im österreichischen (!) Saalbach aus dem Weg geräumt. Mit Beat Feuz, Mauro Caviezel, Carlo Janka und Niels Hintermann fuhren vier Schweizer in die Top fünf. Dass sich der Deutsche Thomas Dressen erfrechte, die Schweizer Party (als Sieger) zu stören, muss ein Missverständnis der Schneegötter gewesen sein.

Der helvetischen Glückseligkeit tat dies aber keinen Abbruch. Denn seit 24 Jahren und der Abfahrt von Veysonnaz gab es kein besseres Schweizer Resultat in der Königsdisziplin mehr. Damals belegten wir die vier Top-Plätze: 1. Bruno Kernen. 2. William Besse. 3. Daniel Mahrer. 4. Xavier Gigandet.

Wie Kübler gegen Koblet

Ihren Höhepunkt hatte die Schweizer Skidominanz an den WM 1987 in Crans-Montana erreicht, als Zurbriggen und Co. acht von zehn Goldmedaillen und insgesamt vierzehnmal Edelmetall gewannen. Das Schweizer Winterhoch geht aber auf die siebziger Jahre zurück – auf eine Rivalität, die alles in den Schatten stellte. Bernhard Russi schrieb damals Schweizer Sportgeschichte. Der Mann, der ihn zu Höchstleistungen zwang, war noch schneller und spektakulärer: der Walliser Roland Collombin, der tollkühnste Rennfahrer seiner Zeit.

Russi gegen Collombin: Das war wie Kübler gegen Koblet auf den Landstrassen der 1950er Jahre. Oder wie Borg gegen McEnroe auf den Tenniscourts gut zwei Jahrzehnte später. Das Duell zweier gleichwertiger Antipoden – ein sportlicher Klassenkampf: seriös gegen verrückt, angepasst gegen rebellisch, diszipliniert gegen ausschweifend, gut gegen böse. Roland Collombin lacht, wenn er darauf angesprochen wird – und sagt: «Wissen Sie, Bernhard und ich waren gar nicht so unterschied-



«Ich war weniger verrückt, als man dachte»: Skilegenden Collombin (l.), Russi, 1972.

lich, wie es die Öffentlichkeit wahrhaben wollte. Ich war weniger verrückt, als man dachte. Und Bernhard war weniger seriös.» Wie so oft lag die Wahrheit in der Mitte: «Wer gute Resultate erreichen wollte, musste hart trainieren», sagt Collombin.

Doch die Gegensätze waren zu schön, als dass sie die Medien ausblenden wollten. Hier der stilistisch perfekte, jederzeit elegante Deutschschweizer aus Andermatt, der die Rennen wie auf dem Reissbrett gewinnt, da der tollkühne und wilde Walliser, der sich am Vorabend eines Rennens noch einen *ballon* Fendant gönnt und dann auf der Strecke Kopf und Kragen riskiert.

Russi und Collombin haben ganze Generationen begeistert. Und noch heute zählen sie in ihren Landesteilen zu den beliebtesten Figuren: hier Russi, der Strahlemann, der für freundeidgenössische Tugenden wie Bescheidenheit und Bodenständigkeit steht, da Col-

lombin, der welsche *copain* schlechthin, der in seinem Heimatkanton Wallis auf der Popularitätsskala nicht einmal vom Jahrhundertskifahrer Pirmin Zurbriggen überholt wurde. «Wir waren Konkurrenten, aber auch Kollegen», sagt Collombin, «doch als ich in den Skizirkus kam, war Russi bereits Weltmeister. Die Trainer sagten immer: «Mach es wie Russi, mach es wie Russi.»» Tatsächlich herrschte in der Schweizer Nationalmannschaft an den Winterspielen 1972 in Sapporo eine deutlich sichtbare Zweitklassengesellschaft. Russi startete mit der Nummer 4 – im orangeschwarzen Anzug des A-Teams. Der anderthalb Jahre jüngere Collombin, der sich erst dank der Bestzeit im Training für die Olympiaabfahrt qualifiziert hatte, folgte mit der 11. Er trug den blauen Anzug des B-Teams.

Russi legte am Mount Eniwa einen Traumlauf im japanischen Schnee hin. Nach dem Rennen beschrieb er seine Taktik: «Ich hatte mir

ausgerechnet, dass ich meine Zeit von der Mittelstation an herausholen würde. Der obere Teil mit den riesenslalomartigen Kurven schien mir für eine allzu riskante Fahrweise nicht geeignet zu sein. Die Gefahr von Kantenfehlern war gross.»

Der 7. Februar 1972 sollte in Sapporo zum Nationalfeiertag werden. Russi gewann das Rennen 64 Hundertstelsekunden vor Collombin. Andreas Sprecher als Vierter und Walter Tresch als Sechster machten das helvetische Glück perfekt. «Ogis Leute siegen heute!» Und weil die Olympiaabfahrt auch als WM galt, zählten die Schweizer Medaillen quasi doppelt. Den Österreichern blieb mit der Bronzemedaille von Heinrich Messner nur der Trostpreis. Dass dieses Rennen selbst Jahrzehnte später noch in den Köpfen der Menschen präsent ist, erklärt Collombin auch mit der Entwicklung der Medien: «Es war der Anfang der flächendeckenden Fernsehübertragungen. Wir gehörten zur ersten Generation von Sportlern, die sozusagen durch die Schweizer Wohnzimmer fuhren.»

Auf schmalen Grat

Collombin und Russi fuhren beide Rossignol, und sie teilten sich den Servicemann – den Urner Hansjost Müller. Und sie dominierten den Abfahrtsweltcup in der ersten Hälfte der 1970er Jahre in überwältigender Weise. Russi gewann den Disziplinen-Weltcup 1971 und 1972, Collombin machte es ihm 1973 und 1974 nach. Zweimal siegte der Walliser auf der Streif in Kitzbühel und am Lauberhorn in Wengen. Im Gegensatz zu seinem Konkurrenten fuhr er ständig am Limit. Und weil auf den damals schmalen Brettern Stabilität und Kontrolle schwer zu bewahren waren, bewegte er sich auf schmalen Grat – einem zu schmalen. Bei einem fürchterlichen Sturz in Val-d'Isère verstauchte er sich 1974 die Wirbelsäule und fiel die gesamte Saison aus. Ein Jahr später wagte er sich wieder an die Abfahrt in den Savoyen. Er verunfallte an der exakt gleichen Stelle und brach sich zwei Wirbel. Mit 24 Jahren musste er seine Karriere beenden: «Ich hatte keine Wahl», sagt er heute. Die fatale Passage der Abfahrt trägt heute den Namen «Bosse à Collombin».

Roland Collombin wurde dann Winzer und Getränkehändler. Unlängst verkaufte er seinen Betrieb und eröffnete in Martigny die Raclettestube «La Streif». Die Frage, ob er je eifersüchtig auf Bernhard Russi gewesen sei, quittiert er mit einem charmanten Lächeln: «Oh non – wir hatten beide eine wunderbare Karriere, und wir profitierten beide voneinander. Was Bernhard für die Deutschschweizer ist, bin ich für die Romands.» Russi gegen Collombin. Das ist die Geschichte von zwei Sportlern, die sich im Wettkampf nichts schuldig blieben, die neben der Piste aber nie den Respekt voneinander verloren. Heute sagen beide: «Wir sind Freunde.» ○

Affären

Diebe und Wegelagerer

Ein weisser Ritter und ein mittelalterliches Tal:
Das Unterengadin wehrt sich gegen ein hartnäckiges Klischee.
Von Andrea Masüger

Schon Friedrich Schiller soll gesagt haben, Graubünden sei das Land der Diebe und Wegelagerer. Dieses Vorurteil wird in diesen Wochen intensiv gepflegt. Da war doch dieses Baukartell, das im Unterengadin zum Schaden der öffentlichen Hand und argloser Zweitwohnungsbesitzer absahnte und abgarnierte, bis ihm die eidgenössische Wettbewerbskommission das kollektive Handwerk legte. Und da war dieser arme Unternehmer, Adam Quadroni, der selbst beim Kartell mitmachte und dann, von plötzlichen Gewissensbissen befallen, gegenüber den Untersuchungsbehörden auspackte und zum grossen Opfer wurde.

In der Publizistikwissenschaft nennt man es das grosse Narrativ: Der Journalist erzählt eine Geschichte, die man von der Grundstruktur her kennt, und aktualisiert sie. So lassen sich Tellerwäscherkarrieren immer wieder mit neuem Personal erzählen. Auch der Quadroni-Fall bedient ein solches Narrativ: jenes vom Whistleblower, der am Ende vor einem persönlichen Scherbenhaufen steht. Ein Mensch, der nichts als die Wahrheit wollte, und dann von der einheimischen Baumafia derart drangsaliert wird, dass er alle Aufträge verliert. Zuletzt kriselt's in der Familie, Frau und Kinder sind weg, das persönliche Chaos bricht aus. Einige Medien haben die Geschichte derart perfekt inszeniert, dass viele Zuschauer und Leser dem armen Quadroni spontan haufenweise Geld spendeten.

Ja, und dann kamen im vergangenen November zwei behördliche Berichte, die in die Glut der Empörung zusätzlichen Sauerstoff bliesen. Eine vom Kantonsparlament eingesetzte PUK und eine weitere Untersuchung gelangten zum gemeinsamen Schluss, dass Quadroni von der Polizei unverhältnismässig und teils sogar unrechtmässig behandelt worden sei, als man ihn vor Jahren mehr oder weniger unsanft in die Psychiatrie überführte und sein Haus durchsuchte. Wie wunderbar passte dies zur Story: Nicht nur in China und Russland werden Informanten mittels der Staatsmacht mundtot gemacht, nein, auch in Alt Fry Rätien!

Nun hat man aber im Unterengadin genug vom Rufmord an einer ganzen Tal-

schaft. Not Carl, als ehemaliger Präsident des Kantonsparlaments und langjähriger Gemeindepräsident von Scuol eine Politgrösse im Kanton, hat eine Programmbeschwerde gegen eine TV-Dokumentation von SRF eingereicht, die sich in der Tat weniger als Reportage, sondern mehr als eigentlicher Propagandafilm erwies. Fakten und Aussagen, die der These des verfolgten einsamen Ritters widersprechen, hatte man einfach weggelassen, um die Süffigkeit der Story nicht zu gefährden. Der Präsident des zuständigen Regionalgerichtes hat mittlerweile eine Strafanzeige gegen Quadronis



Drohungen:

Adam Quadroni.

Anwalt eingereicht, der ihm in besagter TV-Sendung korruptes Verhalten vorwarf.

Etwas kann nicht stimmen

Dass mit der Geschichte vom Bauunternehmer, der sich vom Saulus zum Paulus gewandelt hat, etwas nicht stimmen kann, ist seit Jahren bekannt. Die *Weltwoche* schrieb im Mai 2018 von einer «schiefer endlosen Reihe von Geschädigten», die der Unternehmer Quadroni in seinem Portefeuille habe. Es geht um unbezahlte Rechnungen, geprellte Kunden und Handwerker, unbezahlte Löhne, Betreibungen in Millionenhöhe – Entwicklungen, die notabene nicht im Nachgang der Kartellaffäre, sondern viel früher passiert sind. Aktuelle Leserbriefe in der Regionalpresse zeigen, dass über diesen Aspekt noch lange nicht Gras gewachsen ist.

Auch in Polizeikreisen ist man von der Harmlosigkeit des Protagonisten nicht überzeugt, obwohl ihm die Behördenberichte diese attestierten. Quadroni ist verschiedentlich mit Drohungen und aggressivem Verhalten aufgefallen, auch soll er von erweitertem Suizid gesprochen haben. Wie die Medien auf Polizeibehörden reagieren, die solche Dinge nicht ernst nehmen, weiss man. Die Polizei hätte dann nicht überreagiert, sondern wäre wegen Passivität an die Kasse gekommen.

Die Fortsetzung der Geschichte folgt. Nur Friedrich Schiller wird sie nicht mehr schreiben.

Andrea Masüger war Chefredaktor der *Südostschweiz* und CEO von Samedia.

Farners Verwandlung

Farner Consulting ist die Pionierin des Polit-Marketings in der Schweiz. Galt die Agentur früher als Sprachrohr der Atombarone und Militärs, präsentiert sie sich heute unter CEO Roman Geiser als hipper Kommunikationsdienstleister. Geblieben ist ihre Nähe zu den Institutionen. *Von Erik Ebnetter*

Die Wand in der Kaffeeküche am Hauptsitz in Zürich verdichtet die Firmengeschichte auf wenigen Quadratmetern. Zu sehen sind Fotos aus fast siebenzig Jahren: gesetzte Herren in Anzug und Krawatte, elegante Damen mit Hut, viele Schwarz-Weiss-Aufnahmen, aber auch Schnappschüsse in Farbe. Den Abschluss unten rechts bildet ein digitaler Bilderrahmen, wo alle paar Sekunden ein neues Motiv aus dem heutigen Arbeitsalltag aufscheint. So also inszeniert Farner Consulting, die älteste PR-Agentur des Landes, ihr reiches Erbe.

Roman Geiser, 52, ist seit Herbst 2012 als CEO und Mehrheitsaktionär für dessen Pflege verantwortlich. In der kleinen Ausstellung ist er mit einem grossen Porträt vertreten. Es zeigt ihn ohne Krawatte, dafür in Schwarz-Weiss-Optik und leicht gebeugter Haltung, die wie eine sanfte Verneigung vor der Farner-Geschichte wirkt. Geiser hätte es kaum zum erfolgreichen Kommunikationsberater gebracht, könnte er die Botschaft dieser Bilder nicht in einen Satz packen: «Nur wer eine Vergangenheit hat, hat auch eine Zukunft.»

Über Anekdoten von früher reden mag er trotzdem nicht recht. Angesprochen auf eine zehn Jahre alte Geschichte, die davon handelt,

«Es stört mich, wenn wir immer noch als Militäragentur wahrgenommen werden.»

wie Farner eine freie Mitarbeiterin losschickte, um die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) auszuhorchen, sagt er: «Was Transparenz angeht, sind wir heute pickelhart. Unser Verhaltenskodex regelt fadengerade, wie wir auftreten.» Und: «Ja, es stört mich, wenn wir immer noch als Militäragentur wahrgenommen werden. Wir haben einen Jahresumsatz von rund 35 Millionen Franken, davon entfallen null Komma x Prozent auf Mandate im Sicherheitsbereich. Für die alten Storys interessieren sich eigentlich nur noch Journalisten.»

Atomwaffen für die Schweiz

Meist drehen sich die Storys um zwei Männer, die auf den Fotos an der Küchenwand mehrfach vertreten sind: Der eine, Agenturgründer Rudolf Farner (1917–1984), beendete seine Militärlaufbahn als Oberst im Generalstab; der andere, Gustav Däniker (1928–2000), schied sogar als Divisionär aus dem Dienst. Zusammen machten sie die heutige Farner Consul-



Reiches Erbe: Farner-Chef Geiser.

ting gross. Wichtige Kunden kamen aus der Atomwirtschaft, aus der Rüstungsindustrie, und manchmal liess sich diese Klientel mit ein und demselben Geschäft bedienen. So weibelten Farner und Däniker in den sechziger Jahren für die atomare Bewaffnung der Schweiz.

Davon ist in der Firmengeschichte auf der Agentur-Website nichts zu lesen. Stattdessen erfährt man dort, dass Farner schon 1963 die «erste Gewässerschutzkampagne in der Schweiz» konzipierte. Das mag für viele heutige Leser sympathisch klingen, war seinerzeit aber kein Schwerpunkt der Agenturarbeit. Es

zeigt jedoch, wie effektiv Farner auch in eigener Sache tätig ist: An Ansehen gewinnt in der klimabewegten Gegenwart, wer als Umweltpionier gilt. PR-Berater sind eben immer auch Kosmetiker des Zeitgeists.

Jahrzehntelang betrieb Farner vor allem Öffentlichkeitsarbeit, einst «Gunstgewerbe» genannt. Man beriet Kunden aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, wie und wo sie ihre Botschaften am besten platzieren. Auch Abstimmungskampagnen und Lobbying gehörten dazu, was früh schon Misstrauen erregte: SP-Nationalrat Fritz Grütter wollte 1960 vom Bundesrat wissen, ob es der schweizerischen Demokratie nicht «unwürdig» sei, wenn Privatunternehmen «in politischen Fragen die öffentliche Meinung zu beeinflussen suchen». Der Bundesrat verneinte das.

Das Pionierland für dieses neue Geschäft war eine andere alte Republik: die Vereinigten Staaten, wo Clem Whitaker und Leone Baxter schon 1933 die erste Beratungsfirma für Politik gegründet hatten. Mit ihren wenig zimperlichen Methoden prägten die beiden das Image einer ganzen Branche. Als sich 1934 der Schriftsteller Upton Sinclair für das Amt des kalifornischen Gouverneurs bewarb, leiteten Whitaker und Baxter die erfolgreiche Gegenkampagne und schreckten auch nicht davor zurück, Zitate von Sinclairs Romanfiguren gegen deren Schöpfer zu verwenden.

Umsatz in sieben Jahren verdreifacht

Rudolf Farner, der sein Handwerk in Amerika erlernt hatte, gründete 1950 in Zürich ein Reklamebüro, die heutige Publicis, sowie ein Jahr später ein Pressebüro, die heutige Farner Consulting. Was er machte – zielgruppenorientierte Kommunikation, ausgerichtet nach neusten wissenschaftlichen Erkenntnissen –, war in der Schweiz bis dahin unbekannt gewesen und beflügelte bald auch die Fantasie der Literaten. 1962 wurde Farner selber zur Romanfigur («Das Verhör des Harry Wind»), erschaffen von Walter Matthias Diggelmann, einem früheren Farner-Mitarbeiter und späteren Poch-Politiker, der seinem alten Chef mit grimmiger Faszination gegenüberstand wie so viele linke Intellektuelle.

Überlebt hat allerdings nicht die Romanfigur, sondern ein Satz, den Farner einst gesagt haben soll, was er klugerweise nie dementierte: dass er für eine Million Franken aus einem Kartoffelsack einen Bundesrat machen könne. Vor allem aber blühen seine Unternehmen: Der Branchenverband LSA führt Publicis im Ranking der grössten Kommunikationsagenturen der Schweiz auf Platz eins und Farner auf Platz zwei. Ein solches Vermächtnis braucht kein PR-Berater schönzureden.

Während Publicis schon lange eine grosse Agentur ist (im Besitz eines französischen Konzerns gleichen Namens), hat Farner stürmische Wachstumjahre hinter sich. Seit Ro-

man Geiser vor sieben Jahren die Aktienmehrheit übernommen hat, verdreifachte sich der Umsatz. Inzwischen bietet Farner die ganze Palette der Kommunikationsdienstleistungen an: immer noch Public Relations und Public Affairs – den «Holy Grail», wie Geiser es formuliert –, aber auch Werbung oder digitales Marketing.



Romanfigur: Gründer Rudolf Farner.

Mehr als die Hälfte des Wachstums erfolgte organisch, der Rest durch Zukäufe. Dazu gehört Enzaim, eine Spezialistin für Change-Kommunikation, oder YJOO, ein Unternehmen für Markenkommunikation. Im November 2019 gab man die Übernahme der jungen, hippen Werbeagentur Rod bekannt. Das Branchenportal Persoenlich.com bezeichnete den Deal als «grossen Knall», und auch Publikumszeitschriften berichteten.

Die vergleichsweise hohe Aufmerksamkeit hat nicht zuletzt mit Rods politischem Profil zu tun. Die Agentur berät die Operation Libero

Zumindest was das Lobbying angeht, bleibt Farner der Herkunft verbunden.

und beschäftigt deren Co-Präsidentin Laura Zimmermann als Mitarbeiterin. Die Operation Libero mit ihrer EU-freundlichen Rhetorik könnte von der alten Farner-Welt, wie sie in der Küche ausgestellt ist, nicht weiter entfernt sein. Als noch Rudolf Farner und Gustav Däniker das Sagen hatten, drehte man für die Armee schon einmal einen Propagandafilm und nannte ihn «Wehrhafte Schweiz».

Vielleicht lässt sich die Farner-Story unter Geiser so zusammenfassen: Man hält die Vergangenheit hoch, während man in neue Ge-

schäfts- und Themenfelder vorstösst. Geiser sieht darin keinen Widerspruch: «Wir waren schon immer bei den wichtigen politischen Fragen präsent. Früher waren es Landesverteidigung oder Energieversorgung, heute Soziales, Gesundheit oder Europa.»

Und die neuen Tätigkeitsgebiete? «Im Schnitt wechselt bei uns alle fünfzehn Jahre der Mehrheitspartner», sagt Geiser, der nach Farner, Däniker und Christian König erst der vierte Mehrheitsaktionär ist. «Das bedeutet, dass Farner immer wieder ein Start-up ist. Ich kam 2012 von aussen, übernahm das unternehmerische Risiko ohne Plan B und wollte die Agentur breiter abstützen. Darum machen wir jetzt zum Beispiel auch digitale Kommunikation, Werbung und Branding.»

«Grosse freisinnige Gemeinschaft»

Zumindest was das Lobbying angeht, bleibt Farner aber der Herkunft verbunden. Man zählt Rüstungsbetriebe wie Rafale und Rheinmetall zu den Kunden, ebenso die Erdöl-Vereinigung, und führt immer noch das Sekretariat der stramm bürgerlichen Aktion Freiheit und Verantwortung, die Rudolf Farner mitbegründete und in deren Vorstand heute SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi sitzt. Überhaupt pflegt Farner gute Kontakte ins rechtsbürgerliche Lager: Partner Daniel Heller erhielt seinen Zutrittsausweis zum Bundeshaus von SVP-Nationalrat Jean-Pierre Gallati, während Geschäftsleitungsmitglied Andreas Richner dort auf Einladung von SVP-Nationalrat Bruno Walliser ein und aus geht.

Am engsten sind die Verbindungen wie eh und je zum Freisinn: Heller und Richner sind FDP-Mitglieder, ihr Chef Geiser ist bei den Freunden der FDP aktiv und veröffentlichte mit Gesinnungsgenossen vor einiger Zeit ein Brevier als «Orientierungshilfe für all jene, die sich zur grossen freisinnigen Gemeinschaft zählen». Senior Consultant Ursula Fraefel war einst Sprecherin der FDP-nahen Economie-suisse, und Associate Consultant Noémie Fiala ist die Tochter von FDP-Nationalrätin Doris Fiala, die wiederum Vorstandsmitglied der Aktion Freiheit und Verantwortung ist.

Parteilpolitisch hält sich Farner trotzdem eher zurück. Die Agentur engagiert sich weniger in Wahl-, mehr in Abstimmungskämpfen, und zwar fast immer auf Seiten des Bundesrats. «Wir sind sicher institutionennah», sagt Geiser. Ausgeschlossen ist etwa, dass seine Agentur die Pro-Kampagne der SVP-Begrenzungsinitiative gestalten würde. Allein gegen die anderen Parteien, die Verwaltung, die Medien und die Wirtschaft – das ist nicht die Rolle, die Farner in den vergangenen siebzig Jahren vorzugsweise spielte. Die älteste PR-Agentur der Schweiz, so viele Legenden sich um sie auch ranken, geschäftete meist dort, wo die politische Mehrheit zu Hause war. Das ist das eigentliche Erbe, das Roman Geiser fortführt. ○

Verräter oder Freiheitsheld?

Gegner sehen in Julian Assange einen «High-Tech-Terroristen». Verteidiger hingegen loben den Gründer von WikiLeaks als Robin Hood radikaler Transparenz im Dienst der Meinungsfreiheit. Der Mann selber gibt ein schillerndes, zwiespältiges Bild ab. Jetzt muss er sich vor Gericht verteidigen. *Von Amy Holmes*

«Wir werden sie alle aufs Kreuz legen [...] Wir werden die Welt aufknacken, damit sie zu etwas Neuem erblühen kann.»
Julian Assange, 7. Januar 2007

Für den Wikileaks-Gründer und revolutionären Vertreter radikaler Transparenz, Julian Assange, beginnt nächste Woche in einem Londoner Gerichtssaal der juristische Kampf um sein Leben. Die Regierung der USA ist auf dem Kriegspfad gegen diesen Impresario der digitalen Information. Die Supermacht verlangt von Grossbritannien seine Auslieferung wegen einer Vielzahl von Anklagepunkten, darunter Spionage und gemeinschaftliche Verschwörung zum Eindringen in Computernetzwerke der Regierung. Würde der 48-jährige Australier verurteilt, müsste er den Rest seines Lebens in einem amerikanischen Gefängnis verbringen, ohne die Möglichkeit einer bedingten Haftentlassung.

In der Anklageschrift wird im Detail aufgeführt, welche Rolle Assange gespielt habe bei der Veröffentlichung von 90 000 Berichten zum Afghanistankrieg, 400 000 solchen zum Irakkrieg, 800 Einschätzungen von Gefangenen in Guantánamo Bay und 250 000 Nachrichten des US-Aussenministeriums. Viele dieser Dokumente enthielten streng geheimes und heikles Material, darunter Einsatzregeln für den Irakkrieg und nichtgeschwärzte Namen, Standorte und sogar Krankengeschichten ziviler Informanten.

Lästiger Gast

Sie enthüllten nebst anderem geheimem Material auch, wie die USA das wahre Ausmass ziviler Opfer im Afghanistan- und im Irakkrieg zu vertuschen versuchten sowie die Existenz eines Special-Operations-Teams, das von Kritikern als «Killereinheit» bezeichnet wurde. Aus Anlass dieser explosiven Enthüllungen schrieb die Zeitschrift *The Nation*: «Wikileaks mag kein Medienkanal sein und Assange kein Journalist, aber was spielt das für eine Rolle?» Die Öffentlichkeit habe ein Recht, die Wahrheit zu erfahren über die skrupellosen Methoden der Koalition und die menschlichen Kosten der Kriege.

Im Dokumentarfilm «We Steal Secrets: The Story of Wikileaks» [Wir stehlen Geheimnisse: Die Geschichte von Wikileaks] von 2013 enthüllt der ehemalige Sprecher des Aussenministeriums, P. J. Crowley, nach den gewaltigen und wahllosen Veröffentlichungen von Dokumenten durch Wikileaks seien gewisse

zivile Verbündete inhaftiert worden, und andere seien mittlerweile tot. Er räumt allerdings ein, es sei nicht sicher, dass Wikileaks die direkte Ursache ihres Todes gewesen sei.

Zwei australische Parlamentarier sind letzte Woche nach London gereist, um Assange im Belmarsh-Gefängnis im Südosten Londons zu treffen, wo er seit seiner dramatischen, vom Fernsehen übertragenen Verhaftung im letzten Frühling in Einzelhaft sitzt. Sie setzen sich dafür ein, dass ihr Landsmann nach Australien deportiert wird. Der Abgeordnete Andrew

Wilkie, ein ehemaliger Geheimdienstoffizier, sagt, es sei ein Unding, dass genau das Land, dessen Kriegsverbrechen Assange enthüllt habe, «seiner habhaft zu werden versucht. Dass die australische Regierung damit einverstanden ist, ist untragbar. Das Ganze ist verrückt, und zwar durch und durch.»

Viele Vertreter des Rechts auf freie Meinungsäusserung befürchten Folgendes: Gelingt es den USA unter Berufung auf das Spionagesgesetz, Assange den Prozess zu machen, weil er Hunderttausende geheimer Dokumente



Impresario der digitalen Information: Aktivist Assange mit der Katze Embassy Cat in der

öffentlich zugänglich gemacht hat, dann steht nicht nur die Zukunft von Assange auf dem Spiel, sondern die Zukunft der Pressefreiheit. Nach Assanges Verhaftung verteidigte die *New York Times* den kontroversen Agitator in einer Erklärung: «Informationen zu beschaffen und zu veröffentlichen, die die Regierung gern geheim hielte, ist lebenswichtig für den Journalismus und die Demokratie. Die neue Anklage ist ein zutiefst beunruhigender Schritt in Richtung grösserer Kontrolle seitens der Regierung darüber, was zu wissen Amerikanern erlaubt wird.»

Ist er ein radikaler Aktivist, ein Kollaborateur eines «feindlichen Nachrichtendienstes», wie es ihm der ehemalige CIA-Direktor und gegenwärtige Aussenminister Mike Pompeo vorwirft, oder ein unbekümmerter Journalist? Die Antwort ist der Kernpunkt des Falles Assange und der Definition von Journalismus im Internetzeitalter.

Sieben Jahre lang konnte Assange, geschützt durch die roten Backsteinmauern der ecuadorianischen Botschaft im edlen Londoner Viertel Knightsbridge, die anstehende Gerichtsverhandlung zu umgehen. Doch letzten April hatten seine entnervten lateinamerikanischen Gastgeber endgültig genug. Knall auf Fall verweigerten sie ihm das Asyl, widerriefen die ihm kurz zuvor gewährte ecuadorianische Staatsbürgerschaft und luden die britische Metropolitan Police ein, den lästigen Gast abzuholen.

Nach 2487 Tagen Asyl, dessen Kosten sich jährlich auf fast eine Million Dollar beliefen, verkündete der ecuadorianische Präsident Lenín Moreno, der die «Operation Gast» 2017 von seinem Vorgänger Rafael Correa geerbt hatte: «Wir haben dem Asyl dieses verwöhnten Bengels ein Ende gemacht. In Zukunft werden wir vorsichtiger sein und nur Leuten Asyl gewähren, die es wirklich verdient haben, und

nicht miesen Hackern, die bloss Regierungen destabilisieren wollen.» Morenos Wut auf Assange war die Folge eskalierender Spannungen. Laut der ecuadorianischen Botschaft verhielt sich Assange erratisch und diktatorisch.

Immer wieder Täuschungsmanöver

Was ursprünglich als kurzer Aufenthalt auf dem Weg ins ecuadorianische Exil gedacht war, entwickelte sich zu einem diplomatischen Drama. Befand sich Assange zunächst in

Würde der 48-Jährige verurteilt, müsste er den Rest seines Lebens in einem Gefängnis verbringen.

einem kleinen Zimmer mit einer Luftmatratze, nahmen er und sein Wikileaks-Kommandozentrum bald einen Drittel des Erdgeschosses der Botschaft ein. Dem Botschaftspersonal war das Betreten seiner Gemächer nicht erlaubt, zu denen man nur mit einem Code Zugang hatte. Und obschon Assange seinen Zustand als «Hausarrest» bezeichnete, verfügte er über erstaunlich viel Autorität. So bestand er darauf, dass manche Gäste die Botschaft betreten durften, ohne sich ausweisen und vom Sicherheitspersonal durchsuchen lassen zu müssen. Ihm wurde erlaubt, die Namen mancher Besucher aus der entsprechenden Aufstellung zu tilgen, Pakete zu empfangen, ohne dass diese überprüft wurden.

Interessant ist, was die spanische Überwachungsfirma, die von der ecuadorianischen Regierung beauftragt worden war, den anspruchsvollen Gast im Auge zu behalten, berichtete. Ihrer Ansicht nach gebe es «zweifelloso Beweise» für eine Verbindung zwischen Assange und dem russischen Geheimdienst, ein Verdacht, gegen den Assange sich immer wieder verwehrt hat. Er leitete eine Vielzahl von Treffen mit Russen, die mit dem Kreml in Verbindung standen, und Computerhackern. Der Chef des Londoner Büros von Russlands staatlichem Fernsehsender RT besuchte Assange und überreichte ihm einen geheimnisvollen USB-Treiber. Der sich «Guccifer 2.0» nennende Hacker, von dem man annimmt, dahinter verberge sich der russische Geheimdienst, sandte Wikileaks eine Fülle verschlüsselter Akten unter dem Titel «Big Archive».

Damit kommen wir zur Frage: Ist Assange ein Journalist? Oder, wie der ehemalige Vizepräsident und gegenwärtige Präsidentschaftskandidat Joe Biden tönte, ein «Hightech-Terrorist»?

Gefährlicher Präzedenzfall

Der ehemalige Chefredaktor der *New York Times*, Bill Keller, der mit Assange bei der Veröffentlichung der Riesensmenge geheimer Dokumente zusammenarbeitete, die die Nachrichtendienstanalytikerin Chelsea Manning



ecuadorianischen Botschaft in London, 2016.



Dramatisch: Assanges Verhaftung im April 2019 in London.

geklaut hatte, betrachtet den Wikileaks-Gründer als unausgeglichene, widerspenstigen, aber legitimen Verleger.

Er sagte dem Komitee zum Schutz von Journalisten: «Assange ist für mich kein journalistisches Vorbild. Aber er hat nie geschworen, die Geheimnisse der amerikanischen Regierung zu schützen, und mir sind keine Beweise dafür bekannt, dass er ein feindlicher Agent wäre, in der traditionellen, juristischen Bedeutung dieses Worts. Er sammelt Informationen (wenn auch mit zuweilen zweifelhaften Methoden), präsentiert sie (wenn auch selektiv und boshaft) und veröffentlicht sie (wenn auch ohne sich für die Folgen, inklusive Kollateralschäden bei Unschuldigen, verantwortlich zu fühlen). Der Erste Zusatzartikel der (amerikanischen) Verfassung schützt aber nicht nur Leute, die einen ehrenhaften Umgang pflegen, Fairness-Standards hochhalten und verantwortungsvoll vorgehen beim Publizieren.»

Alan Rusbridger, ehemaliger *Guardian*-Chefredaktor, der dem Konsortium von Zeitungen angehörte, die mit Assange zusam-

Assange leitete eine Vielzahl von Treffen mit Russen, die mit dem Kreml in Verbindung standen.

mengearbeitet hatten, um die vernichtenden Akten aus dem Afghanistan- und Irakkrieg zu veröffentlichen, verteidigt Assange auf ähnliche Weise. In einer Kolumne für die britische Zeitung nahm er letztes Jahr kein Blatt vor den Mund: «Wir verkrachten uns, wie das den meisten passiert, die mit Assange zu tun haben. Ich fand ihn launisch, unzuverlässig und unsympathisch. Er wiederum mochte auch mich nicht sonderlich. Alle Redaktoren, die damals zusammenarbeiteten, missbilligten es, dass er im September 2011 unbearbeitetes Material von Manning veröffentlichte. Doch dass die Regierung Trump jetzt das Spionagegesetz gegen ihn in Anschlag bringt, empfinde ich als zutiefst beunruhigend.» Der

altgediente Journalist fährt fort: «Das Spionagegesetz ist noch nie angewendet worden, um ein Medienunternehmen dafür gerichtlich zu verfolgen, dass es gesetzwidrig geheime Informationen veröffentlicht oder verbreitet hat. Wer des Verstosses gegen dieses Gesetz angeklagt wird, darf sich nicht mit dem Argument verteidigen, er habe im Interesse der Öffentlichkeit gehandelt.»

Ben Wizner, der Direktor des Speech, Privacy and Technology Project der American Civil Liberties Union, also jenes Teils der amerikanischen Bürgerrechtsunion, der für Redefreiheit, Privatsphäre und Technik zuständig ist, spricht für viele, wenn er sagt: «Niemand würde Julian Assange als Aushängeschild für Pressefreiheit wählen.» In einem Interview mit dem National Public Radio räumt der Verfechter der Redefreiheit ein: «Die meisten Journalisten gehorchen anderen Publikationsprinzipien als Wikileaks und sind sorgfältiger, wenn es darum geht, Informationen zu bearbeiten, die nicht von öffentlichem Interesse sind, und nur jene zu veröffentlichen, auf die das zutrifft.» Aber wie Keller und Rusbridger sieht Wizner eine grosse Gefahr, wenn Wikileaks wegen Aktivitäten angeklagt wird, die Enthüllungsjournalisten täglich praktizieren. Die gerichtliche Verfolgung Assanges – egal, wie ruchlos und verantwortungslos dieser vorgehen möge – schaffe einen gefährlichen Präzedenzfall.

«Die Welt aufknacken»

Doch nicht alle sind bereit, anzuerkennen, dass Assange ein Journalist sei. Die ehemalige CNN-Korrespondentin Frida Ghitis betont, was Assange tue, sei Aktivismus, nicht Journalismus, und findet, Assange habe «keinen Anspruch auf gesetzlichen Schutz» und solle «sich vor Gericht verantworten». Die bei CNN für das Weltgeschehen zuständige Kolumnistin erzählt, Wikileaks habe im Lauf der Jahre immer wieder Täuschungsmanöver unternommen und sich in politische Vorgänge eingemischt, so auch bei den Präsidentschaftswahlen 2016; ihre Darlegungen wider-

sprechen Assanges Anspruch, ein Journalist zu sein.

2011 gestand Assanges ehemaliger Partner Daniel Domscheit-Berg, Wikileaks habe die Öffentlichkeit irregeführt, was *fact-checking* und redaktionelle Standards betreffe. So etwas gebe es bei Wikileaks praktisch nicht. Der ehemalige Sprecher der Gruppe enthüllte auch, man habe die Sicherheitsstandards im-

Die Gesundheit Assanges sei heute «schwer beeinträchtigt», erklärt der UN-Folterexperte Nils Melzer.

mer übertrieben dargestellt, ebenso wie die Grösse der Organisation, die in Wirklichkeit ein zusammengewürfeltes Häuflein gewesen sei. Im Gegensatz zu traditionellem Journalismus, der Quellen nenne, damit die Öffentlichkeit sich dann selbst ein Bild machen könne, herrschten bei Wikileaks Geheimnistuerei und Anonymität vor.

In einem Interview für ABC News 2010 sagte John Young, ein weiterer ehemaliger Wikileaks-Insider, Assange sei keineswegs ein Idealist, wie er immer behauptete, sondern das Ziel des einst als Hacker Verurteilten seien immer Reichtum und Ruhm gewesen. Der New Yorker Young, auf dessen Namen die WikiLeaks-Website ursprünglich eingetragen war, erklärte: «Das ist ein bekannter Aspekt des *underground hacking*, damit lässt sich eine Menge Geld verdienen.» Young sagte, Assange habe immer gehofft, verhaftet und ins Gefängnis gesteckt zu werden, weil das seine *street credibility* und seinen Ruf gefördert hätte. «Er hat ja eine Schauspielerausbildung und besitzt eine wunderschöne Sprechstimme. Er kultiviert sein Auftreten, und er kultiviert eine möglichst langsame Sprechweise. Es gefällt ihm, Leute zu provozieren und dramatische Erklärungen abzugeben. Es gefällt ihm, ins Gefängnis zu kommen. Und es wird ihm gefallen, einen Schauprozess zu bekommen.»

Zehn Jahre später kommt es jetzt zu diesem lang erwarteten Prozess. Seit den Anfängen, als Assange «die Welt aufknacken» wollte, hat sich die Situation für ihn grundlegend verändert. Die Gesundheit Assanges sei heute «schwer beeinträchtigt», erklärt der UN-Folterexperte Nils Melzer. Er sei «grausam, inhuman und entwürdigend» behandelt worden. Melzer hatte den Australier mit Medizinern im britischen Gefängnis besucht. Assange könne sich keinem Gerichtsverfahren stellen, kommt Melzer zum Schluss. In den USA drohen dem Gründer von WikiLeaks 175 Jahre Haft.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Die Deutschen und ihre Vergangenheit

Von Thilo Sarrazin — Walter Ulbricht und Erich Honecker waren keine Stalins, aber sie haben nach sowjetischem Vorbild ein Unrechtsregime aufgebaut. Bodo Ramelow leiht diesem Ungeist seine Respektabilität.



Es fügt sich so, dass ich in diesen Tagen 75 Jahre alt werde, so alt wie viele Gedenktage, die in diesem Jahr begangen werden. Natürlich wäre ich gerne einige Jahrzehnte

jünger. Aber ich bin gesund und hatte das Glück, einer Alterskohorte anzugehören, die im westlichen Europa nur Frieden, Freiheit und stetig wachsenden Wohlstand kannte.

Ich wurde auf der Flucht in Gera bei Verwandten geboren. Am 27. Januar, sechzehn Tage vor meiner Geburt, war Auschwitz von russischen Truppen befreit worden. Einen Tag nach meiner Geburt, am 13. Februar, fand der grosse britische Luftangriff auf Dresden statt. Meine Mutter berichtete mir, dass man den nächtlichen Feuerschein im 120 Kilometer entfernten Gera sehen konnte. So ist der Tag meiner Geburt von schrecklichen Gedenktagen eingerahmt, und in meiner ganzen bewussten Lebenszeit folgte ein Jubiläum dieser Art dem anderen.

Buchenwald als Endstation

Das «Tagebuch der Anne Frank» las ich in der Grundschulzeit, und an meinem Gymnasium Petrinum in Recklinghausen gab es in Geschichte und Religion auch keine blinden Flecken des Erinnerns. Die fortwährende Erinnerung ist gut und richtig. Falsch finde ich eine Tendenz, dem jeweils anderen Verdrängung vorzuwerfen und in eine Art Büsserwettbewerb einzutreten, aus dem man den Anspruch ableitet, auf andere hinabzusehen. Noch falscher, ja geradezu gefährlich ist es, wenn man die Verbrechen des Nationalsozialismus und das Grauen des Zweiten Weltkriegs dazu benutzt, sich über Meinungen anderer, die einem nicht gefallen, moralisch zu erheben und einen grossen Teil der Deutschen in die moralische Schmutzdecke zu stellen, nur weil sie anders wählen und auch nicht einsehen, weshalb sie kollektiv für Taten büssen sollen, die andere weit vor ihrer Geburt begangen haben.

Es war ein schlimmer und instinktloser Fehler, als Alexander Gauland zwölf Jahre Nationalsozialismus als «Vogelschiss» bezeichnete, und viele Äusserungen von Björn Höcke empfinde ich als dümmlich, peinlich und gefährlich. Das macht aus den beiden aber

noch nicht Hitlers Enkel und Urenkel. Überzogene historische Vergleiche und schiefe Parallelen stumpfen ab. Sie sind sehr gefährlich, denn so verdunkelt sich die historische Wahrheit, und wenn man wirklich einmal warnen muss, hört keiner mehr zu. Als Thomas Kemmerich (FDP) mit den Stimmen der AfD zum Ministerpräsidenten in Thüringen gewählt wurde, setzte der Chefredaktor des ZDF, Peter Frey, in seinem Kommentar im «Heute-Journal» die AfD mit den Nazis gleich, indem er das KZ Buchenwald als Endstation einer falschen Politik anführte. Diese Art von Geschichtsklitterung wird in Ostdeutschland



Moralische Verantwortung für die zweite deutsche Diktatur: Bodo Ramelow.

nicht vergessen werden. So werden die 25 Prozent Bürger, die die AfD gewählt haben, öffentlich beschämt. Dadurch, dass die örtlichen Parteiführungen von CDU und FDP brutal unter das Joch der jeweiligen Bundespartei gebeugt wurden, ist beiden Parteien in Ostdeutschland ein dauerhafter, nicht wiedergutmachender Schaden entstanden.

Im wirklichen Leben und in den menschlichen Gefühlen ist vieles miteinander verwoben, was man nicht gut voneinander trennen kann. So ist auch bei nachdenklichen Deutschen die Scham über deutsche Untaten, wenn sie zum Beispiel Anne Franks «Tage-

buch» lesen, verbunden mit dem Stolz über deutsche Leistungen und deutsche Kultur. Reife Nationen und reife Menschen entwickeln aus der Mischung von Distanz und Aneignung ein stabiles Identitätsgefühl, das auch Widersprüchliches vereinen kann. Der Druck zu ständiger Busse passt dazu allerdings nicht. Die AfD konnte sich auch deshalb entfalten, weil andere Parteien die Sehnsucht nach einem ungestörten Nationalgefühl so nicht bedienen konnten oder wollten. Es wird nicht besser werden, wenn man diese Sehnsucht pauschal in die rechtsradikale oder gar rechtsextreme Ecke drängt. Das konnte zum Beispiel die SPD früher besser. 1969 plakatierte sie im Bundestagswahlkampf grossflächig mit «Deutsche, Ihr könnt stolz sein auf euer Land».

Mitläufer und Täter

Besonders beschämend finde ich, wie Die Linke die Hatz auf die AfD, bei der sie das Halali besonders laut schmettert, dazu benutzt, sich von ihrer moralischen Verantwortung für die zweite deutsche Diktatur reinzuwaschen. Mein Onkel kam in der DDR 1970 in Stasi-Haft. Er war ein renommierter Wissenschaftler, wollte aber nicht in die SED eintreten. In der Haft warf man ihm unter anderem die Verbindungen zu mir vor, einem westdeutschen Studenten aus Bonn. Als er wieder freikam, hatte er seinen Beruf verloren und musste zwanzig Jahre lang – bis 1990 – als einfacher Landarbeiter arbeiten. Dann wurde er kurz vor der gesetzlichen Altersgrenze rehabilitiert und konnte an sein altes Institut zurückkehren. Aber sein Leben als Wissenschaftler war vorbei.

Josef Stalin war genauso ein krimineller Grossverbrecher wie Adolf Hitler. Der von ihm verschuldete Blutzoll ist vergleichbar. Walter Ulbricht und Erich Honecker waren zwar keine Stalins, aber sie haben vor ihm und seinen Nachfolgern gebuckelt und nach sowjetischem Vorbild ein auf Gewaltherrschaft beruhendes Unrechtsregime aufgebaut. Die Linke ist nach wie vor voll von Mitläufern und Tätern aus den siebziger und achtziger Jahren. Diese Leute trauern der damaligen Zeit nach. Sie wollen das Eigentum an den Produktionsmitteln einschränken und zumindest teilweise zur sozialistischen Planwirtschaft zurückkehren. Jemand wie Bodo Ramelow leiht ihnen und dem Ungeist, den sie vertreten haben und teilweise weiter vertreten, seine Respektabilität. Das finde ich verwerflich.

Thilo Sarrazin ist ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bundesbank und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.



Beinah alles ist erlaubt, ausser zu beißen: der verstorbene Thaiboxer Anucha Tasako mit seinem Trainer Damrong Tasako.

Gladiatorenkinder

Thaiboxen ist eine der härtesten Kampfsportarten der Welt und für manche Athleten ein Weg aus der Armut. Schon Kinder nehmen massive Hirnverletzungen in Kauf – wie der 13-jährige Anucha Tasako, der ohne Kopfschutz antrat, in der Arena ohnmächtig zusammenbrach und kurz darauf verstarb. *Von Sophie Mühlmann*

Ein Ring, abgesperrt mit rot-weißen Plastikbändern, in einer kargen Halle in Thailands Zentralprovinz Samut Prakan, südlich von Bangkok. Auf dem verwackelten Handyvideo sind johlende Menschen und Tröten zu hören, verzerrt und ohrenbetäubend. Im Zentrum eines grobkörnigen Videobildes sieht man zwei magere Jungs, nur mit glänzenden Boxershorts bekleidet und mit Handschuhen, die viel zu gross für die dünnen Arme wirken. Die beiden Burschen kämpfen verbissen, halten nichts zurück. Das ist kein Spiel, wirkt kaum

noch wie ein Sport, es sieht aus wie ein Kampf ums nackte Überleben: Tritte, unerbittliche Umklammerungen und immer wieder ungebremste Faustschläge auf den Kopf – bis einer, unter dem Jubel der Menge, ohnmächtig zusammenbricht: Anucha Tasako.

Gnadenloses Megageschäft

Es ist die dritte von fünf Runden eines Muay-Thai-Kampfes an einem Wohltätigkeitsturnier in einer Vorstadt. Das kurze Video, das im Internet seit jenem Novembertag die Runde

macht, zeigt die letzten Minuten im Leben des Jungen. Der Dreizehnjährige war ins Krankenhaus transportiert worden, doch er wachte nicht mehr auf. Zwei Tage später war Anucha Tasako tot – Hirnblutungen.

Er ist nicht das einzige Opfer dieses Sports, aber eines der jüngsten. Nur wenige Tage vor dem Tod des jungen Anucha war der italienische Boxmeister Christian Daglio gestorben, nachdem er in der 12. Runde eines Titelkampfes in Rangsit, einem Vorort der Hauptstadt Bangkok, k. o. geschlagen worden war.

Muay Thai oder Thaiboxen ist der Nationalsport des südostasiatischen Königreiches und zählt zu den härtesten Kampfsportarten der Welt. Es ist die traditionelle Kriegskunst der thailändischen Soldaten, ein Kampf mit Fäusten, Beinen und Ellbogen, falls der Feind zu nah herankam für den Einsatz von Speer oder Schwert. Ein Sport mit sechzehn Ge-

Thaiboxer sind geachtete Idole, und jeder Knirps träumt davon, als Kämpfer gross rauszukommen.

wichtsklassen, vielen Ritualen und komplizierten Regeln. Dabei ist beinahe alles erlaubt, ausser zu beissen: Die Boxer dürfen kicken, schubsen, schieben und ihre blossen Füsse, Beine, Ellbogen und Schultern neben ihren Fäusten einsetzen, um sich gegenseitig k.o. zu schlagen.

Diese Kampfsportart ist auch in der Schweiz beliebt. Das erste Schweizer Muay-Thai-Gym gab es schon 1985 in Winterthur. Zwei Jahre später wurde der Schweizerische Muay-Thai-Verband gegründet. Ikonen wie Andy Hug aus dem Aargau, der hier wie in Asien ein Superstar war und zeitweise als der beste Kickboxer der Welt galt, haben diesen Sport noch beliebter gemacht. Der Legende nach geht die Kampfkunst schon auf das 16. Jahrhundert zurück, als König Naresuan von Siam in burmesischer Gefangenschaft war. Man soll ihm seine Freiheit zugesagt haben, wenn er in einem Zweikampf die burmesischen Champions besiegen könne. Der König hatte Erfolg, und fortan war Muay Thai der Lieblingssport im Land des Lächelns.

Anuchas Boxershorts werden versteigert
Thaiboxer sind geachtete und geehrte Idole, und jeder Knirps träumt davon, als berühmter Kämpfer ganz gross rauszukommen und Geld zu scheffeln. Professionelle Kämpfer müssen mindestens fünfzehn Jahre alt sein, aber überall in Thailand finden Amateurkämpfe zwischen weit jüngeren, nichtlizenzierten Boxern statt. In über tausend Trainingscamps werden kleine Jungs schon ab dem Alter von vier oder fünf Jahren gedrillt. Laut offiziellen Zahlen sind zwar nur 635 Boxer unter fünfzehn Jahren registriert, doch informell liegt die Zahl wohl bei weit über 100 000 Kinder-Kämpfern.

Anucha Tasako hatte mit acht angefangen. In seinem kurzen Leben nahm er an mehr als 170 Kampfrunden teil und trat in der Gewichtsklasse unter 41 Kilo an. Er lebte bei seinem Onkel, der ihn aufzog und auch trainierte – und den er mit seinen Preisgeldern finanziell unterstützte.

Muay Thai ist ein Megageschäft. Egal, ob bei den grossen Kämpfen samstagabends im nationalen Boxstadion von Bangkok, wenn

die halbe Nation vor dem Fernseher sitzt, oder in provisorischen Hallen wie jenen in Samut Prakan: Beim Muay Thai fliesst viel Geld, vor allem durch die Wetten. Dem Sieger eines Kampfes winkt zur Belohnung ein Teil des Wetteinsatzes.

Wer es in öffentliche Kämpfe schafft, kann schon als kleiner Junge 300 bis 500 Baht in einem Boxmatch verdienen, das sind umgerechnet etwa 10 bis 15 Franken – ein kleines Vermögen für viele. Junge Gladiatoren wie Anucha Tasako müssen kämpfen, sie müssen alles geben und dreschen gnadenlos aufeinander ein, weil sie oft mit ihren Preisgeldern ihre gesamte Familie ernähren. Der Sport ist für sie ein Weg aus der Armut.

Seinem Gegner bei dem tödlichen Kampf, Nitrikon Sonde, geht es ebenso. Und so klingt sein anschliessender Kommentar bei Face-



book auch beinahe pietätlos: «Ich bereue es, aber ich muss kämpfen und gewinnen, um genügend Geld für meine Ausbildung zu verdienen.» Er will nun seine Boxershorts aus dem Kampf versteigern, um zur Wiedergutmachung etwas Geld für Anuchas Familie zu sammeln.

Der Tod des jungen Boxers hat weltweit Schlagzeilen gemacht. Und er hat Kinderrechtler auf den Plan gerufen, die schon seit Jahren solche erbarmungslosen Kämpfe zwischen Minderjährigen überall in Thailand für gefährlichen Kindesmissbrauch halten. Einmal mehr wurden Stimmen laut, diese Kämpfe ganz zu verbieten.

Anuchas Onkel und Trainer, Damrong Tasako, sagte später gegenüber dem thailändischen Fernsehen, der Tod seines Neffen sei zwar «ein Unfall gewesen», aber er wünsche sich trotzdem ein Gesetz, das für Kinder unter fünfzehn Jahren künftig Schutzkleidung

vorschreibe, um Schläge auf den Kopf und den Körper zu mildern.

Anucha Tasako und sein Gegner hatten keinen Helm getragen. Das ist nur allzu üblich bei den Kämpfen der Kleinen. Immer wieder haben Mediziner in dem südostasiatischen Land vor den Gefahren gewarnt. Ein Neurologenteam der Mahidol-Universität in Bangkok hat sogar eine Studie mit 300 Kinderkämpfern durchgeführt. Mit dem Ergebnis, dass diese Jungs deutlich niedrigere IQ hatten als andere Gleichaltrige aufgrund der «wiederholten Schläge auf den Kopf bei Gehirnen, die sich noch in der Entwicklung befinden». Auch mache der Sport sie anfälliger für Parkinson und Alzheimer.

Kurze Empörung

Nun hat das Ministerium für Tourismus und Sport einen Gesetzentwurf im Parlament eingebracht, mit dem Muay Thai für Kinder unter zwölf Jahren ganz verboten werden soll. Nach dem Tod des Jungen galt es zunächst als wahrscheinlich, dass der Entwurf genügend Unterstützer finden würde.

Doch der Tatendrang und das Mitgefühl haben schnell an Schwung verloren. Die Box-Lobby ist stark, denn Muay Thai ist enorm lukrativ. Fans und Teilnehmer protestierten lautstark. Die rauen Umstände in den Boxringen seien Standard, hiess es dort. Der in Thailand bekannte Kampfkunst-Promoter Chatri Sityodtong betonte öffentlich, Muay Thai sei «ein äusserst ehrenhafter Weg, armen Verhältnissen zu enttrinnen».

Der Anwalt Sukrit Parekrithawet, der mehrere Boxtrainingslager vertritt, erklärte: «Ein solches Gesetz hätte erhebliche Auswirkungen auf die Branche.» Es würde dazu führen, dass der Sport ausstirbt. «Wer dieses Gesetz erfunden hat, hat keine Ahnung von dem Sport», so der Anwalt. «Wenn Sie jüngeren Spielern nicht erlauben, ihren Weg nach oben zu erlernen, wie können sie stark und erfahren genug werden, um zu kämpfen? Wir nennen es <Boxknochen>. <Boxknochen> müssen sich schon in sehr jungem Alter bilden.» Doch Anucha Tasakos «Boxknochen» waren nicht stark genug für die harten Schläge seines Gegners.

Die Empörung über den Tod des dreizehnjährigen Jungen hat nicht lange angehalten. Muay Thai ist einfach zu populär in Thailand – auch bei den Touristen. In grossen Reisebussen werden sie zu den Stadien gefahren. Sie kaufen die teuersten Sitze rund um die Boxarena und geniessen die Spannung, den Lärm der Zimbeln und Trommeln, die gebrüllten Wetteinsätze und die Rituale rund um den Sport. Und so tragen diese neugierigen Urlauber, die die Atmosphäre eines echten Thaibox-Kampfes erleben wollen, dazu bei, dass kleine Jungen sich weiterhin immer wieder aufs Neue in den Ring werfen. ○



Erdbeben unter falschen Vorzeichen: AfD-Landeschef Höcke (r.) gratuliert dem FDP-Politiker Kemmerich zur Wahl als Ministerpräsident.

Thüringens Verfassungsgroteske

Man kann der Meinung sein, dass mit der AfD nicht zusammengewirkt werden dürfe. Dies ändert nichts daran, dass die Ministerpräsidentenwahl in Thüringen demokratisch und legal war. Forderungen wie die der Bundeskanzlerin, die Wahl sei «rückgängig» zu machen, sind eindeutig verfassungswidrig. *Von Rupert Scholz*

Die Wahl des FDP-Politikers Thomas Kemmerich mit den Stimmen von CDU, FDP und AfD zum Ministerpräsidenten von Thüringen und das korrespondierende Scheitern der rot-rot-grünen Koalition unter dem «Linken»-Politiker Bodo Ramelow haben in Deutschland, bei Politikern wie Kommentatoren, ein buchstäbliches politisches Erdbeben ausgelöst; dies allerdings, wie näheres Zusehen zeigt, unter völlig falschen Vorzeichen.

Was ist geschehen? CDU und FDP waren sich einig darin, nicht Herrn Ramelow, sondern Herrn Kemmerich zum Ministerpräsidenten zu wählen. Dabei gingen sie davon aus, dass Ramelow im entscheidenden dritten Wahlgang als Minderheitsministerpräsident gewählt würde, da die AfD, die die rot-rot-grüne Koalition ebenfalls ablehnte, in den entscheidenden Wahlgang einen eigenen, freilich ebenso chancenlosen Kandidaten entsenden würde. In der Erkenntnis dessen handelte die AfD indessen völlig anders. Sie gab ihre kompletten Stimmen dem Kandidaten Kemmerich, der damit die erforderliche Mehrheit für die Wahl zum Minis-

terpräsidenten erlangte. Diese Wahl war ebenso legal wie demokratisch.

Dennoch brach nach diesem Vorgang vor allem in den Berliner Parteizentralen von CDU, SPD und FDP der grosse Wirbel aus. Denn mit der AfD koaliere man nicht, kooperiere man nicht und arbeite man auch sonst nicht zusammen, obwohl die AfD in Thüringen über rund ein Viertel aller Wählerstimmen verfügt. Man verwies auf entsprechende Parteitagsbeschlüsse et cetera, gemäss denen ein solches Zusammengehen mit der AfD seit längerem ausgeschlossen sei. Gegen diese Parteitagsbeschlüsse et cetera sei im thüringischen Landtag verstossen worden, man habe einen «Tabubruch» begangen. Man habe «undemokratisch» gehandelt.

SED-Nachfolger als Demokratie-Wächter

Die Bundeskanzlerin entliess sogar den Ostbeauftragten der Bundesregierung, Christian Hirte, weil er dem Kandidaten Kemmerich nach seiner Wahl gratuliert hatte. Der SPD-Vorsitzende Norbert Walter-Borjans forderte, das Thüringer Ergebnis «darf keinen Bestand ha-

ben». Die Bundeskanzlerin sprach davon, dass das Thüringer Wahlergebnis «unverzeihlich» sei und «rückgängig» gemacht werden müsse. Ähnlich äusserte sich die FDP, und in der Folge wurde der gewählte Ministerpräsident Kemmerich nur wenige Stunden nach seiner Wahl zum Rücktritt veranlasst. CDU und FDP erklärten, dass sie weder mit der AfD noch mit der Linken zusammenarbeiten würden, da es sich in beiden Fällen um extremistische Parteien handle.

Gegenüber der Linken wurde von der einen oder anderen Seite allerdings auch schon einschränkend argumentiert; dies im Wissen, dass die Linke nichts anderes als die Nachfolgepartei der SED ist, an deren Verfassungskonformität nach wie vor erhebliche Zweifel bestehen. Ungeachtet dessen spielt sich die Linke heute in Thüringen als ein besonderer Wächter der Demokratie auf, dem man in angeblich undemokratischer Weise böse mitgespielt habe, indem man ihren Kandidaten Ramelow nicht gewählt habe. CDU und FDP betonen zwar, dass sie weder mit der AfD noch mit der Linken kooperieren würden.

Für die SPD und die Grünen gilt jedoch bereits etwas anderes. Sie scheuen sich schon längst nicht mehr, mit der Linken zu koalieren – siehe Berlin, Bremen und jetzt Thüringen.

Politisch mag man das faktische Zusammenwirken von CDU, FDP und AfD bei der Wahl von Kemmerich missbilligen. Man mag auch der Meinung sein, dass mit der AfD nicht zusammengewirkt werden dürfe. Dies alles ändert jedoch nichts daran, dass die Ministerpräsidentenwahl in Thüringen demokratisch und legal war.

Die Wahl im Thüringer Landtag war demokratisch, weil sie von freien Abgeordneten, frei gewählt und frei in ihrem Abstimmungsverhalten, durchgeführt wurde. Nach Art. 38 Grundgesetz (GG) gilt auch für Landtagsabgeordnete in Deutschland das freie Mandat (siehe auch Art. 54 Thüringer Verfassung). Jeder Abgeordnete ist allein seinem persönlichen Gewissen verantwortlich. Niemand darf ihn zu einem politischen Verhalten dieser oder auch anderer Art zwingen. Die Verfassungswidrigkeit des imperativen Mandats ist unbestritten. Dies gilt für die Abgeordneten von der Linken bis zu den Abgeordneten der AfD, für die Abgeordneten von CDU, SPD, FDP und Grüne ebenso.

Bundesländer haben volle Staatsqualität

Von ebendiesem freien Mandat haben alle Abgeordneten im Thüringer Landtag bei der genannten Wahl Gebrauch gemacht. Wenn das dabei erzielte Wahlergebnis anderen, namentlich bestimmten Parteizentralen in Berlin, nicht gefällt, so spielt dies keine Rolle. Es darf sogar keine Rolle spielen. Denn das freie Mandat des Abgeordneten hat auch den Vorrang vor Parteitagbeschlüssen, Parteivorstandsbeschlüssen, Parteipräsidiumsbeschlüssen et cetera.

Alle Beschlüsse dieser Art sind zwar natürlich von politischer Bedeutung, rechtliche Bedeutung haben sie aber im Konfliktfall nicht. Die parteienstaatliche Demokratie gemäss Art. 21 GG findet ihre definitive Grenze am freien Mandat des Abgeordneten gemäss Art. 38 GG. Dies hat das Bundesverfassungsgericht in vielen Entscheidungen bestätigt, und dies zeigt sich beispielsweise auch daran, dass ein Abgeordneter, der seine Fraktion verlässt und zu einer anderen Fraktion wechselt, selbstverständlich dies mit seinem Mandat tut, sein Mandat also nicht etwa an seine Partei zurückzugeben hätte oder in sonstiger Weise verlöre. Auch dies ist verfassungsrechtlich unbestritten, und das Gleiche gilt naturgemäss für Parteitagbeschlüsse oder Ähnliches bei einem damit kollidierenden Abgeordnetenverhalten im Bundestag oder in einem Landtag.

Forderungen wie die der Bundeskanzlerin, dass die Thüringer Wahl «rückgängig» zu machen sei, oder wie die des SPD-Vorsitzenden Walter-Borjans, dass das Thüringer Wahlergebnis «keinen Bestand» haben dürfe, sind

eindeutig verfassungswidrig, weil sie das freie Mandat ebenjener Abgeordneten in Frage stellen, die die vorgenannte Ministerpräsidentenwahl in freier Abstimmung vorgenommen haben. Die Äusserung der Bundeskanzlerin ist sogar noch problematischer, weil sie, die nicht mehr CDU-Vorsitzende ist, hier offenkundig nicht als Parteipolitikerin, sondern als Bundeskanzlerin gehandelt hat.

Kein Bundeskanzler, keine Bundeskanzlerin hat im Bundesstaat Bundesrepublik Deutschland Rechte oder sonstige Befugnisse gegenüber einem Landesparlament wie dem Thüringer Landtag. Im Bundesstaat Bundesrepublik

Merkels Äusserung ist noch problematischer, weil sie offenkundig als Bundeskanzlerin handelte.

Deutschland verfügen die Länder über volle Staatsqualität und so auch über prinzipiell unbeschränkte Verfassungsautonomie beziehungsweise über die absolute Autonomie ihrer Verfassungsorgane. Die Verfassungsorgane der Länder, also Landtage und Landesregierungen, sind in ihrem Verhalten dem Bund gegenüber so lange frei und unabhängig, wie sie nicht gegen vorrangiges Bundesrecht verstossen. Die Thüringer Wahl stellt einen solchen Verstoß aber keineswegs dar. Hier wurde allein Thüringer Demokratie und damit Thüringer Verfassungsautonomie ausgeübt. Wer dies auf der Bundesebene nicht akzeptiert oder anerkennt, verstösst gegen das verfassungsrechtlich manifeste Bundesstaatsprinzip (vgl. Art. 20 und 28 GG).

Streit um Wahlabstimmungen und Abstimmungsverhalten im Parlament gehört zu jeder pluralistischen Demokratie. Aber wenn solcher Streit entsteht oder – an sich durchaus legitim – ausgetragen wird, kommt es auch auf die eingesetzten Mittel und Argumentationen beziehungsweise deren Legitimität an. Im demokratischen Rechtsstaat müssen immer Mass und Rechtmässigkeit gewahrt werden. Auch dies sollte eine Lehre von Erfurt sein. Was berechtigt etwa (Bundes-)Politiker, gegenüber dem Abstimmungsverhalten der AfD im Thüringer Landtag von «Aushöhlung der Demokratie» oder «Zerstörung der inneren Demokratie» zu sprechen? Und weiter: Was berechtigt dazu, aus Protest gegen dieses Abstimmungsverhalten zu Strassenterror, zu Gewaltakten namentlich gegenüber Einrichtungen der FDP und Drohakten gegen den gewählten Kandidaten Kemmerich und dessen Familie zu greifen?

Erinnerungen an Weimar

Solche Verhaltensweisen diskreditieren die Demokratie und deren rechtsstaatliche Grundlagen. Wenn hinsichtlich Erfurt sogar von «Weimarer Verhältnissen» gesprochen wird, so kann nur festgestellt werden: In Deutschland drohen heute keine Verhältnisse à la Weimar. Aber

wenn gegenüber legitimem Abstimmungsverhalten einer Partei im Landtag in dieser Weise protestiert wird, so erinnert dies in der Tat an die schrecklichen Entwicklungen, die zum Untergang der Weimarer Demokratie geführt haben. Insgesamt: Das angebliche Thüringer Polit-Drama entlarvt sich in Wahrheit als ein ebenso bundesstaatliches wie demokratierechtliches Verfassungs-drama, in dem vor allem Bundespolitiker eine höchst problematische und gefährliche Rolle gespielt haben und offensichtlich auch weiter spielen.

Nur ergänzend sei darauf hingewiesen, dass entsprechendes Verhalten sogar strafrechtliche Relevanz erlangen kann. Denn gemäss Paragraph 106 Strafgesetzbuch ist die Nötigung von Mitgliedern eines Verfassungsorgans strafbar. Man kann nur hoffen, dass dies alles von den Verantwortlichen bald erkannt und eingesehen wird und damit auch das Thüringer Polit-Drama wieder in die Bahnen gelenkt wird, in denen das demokratisch freie Mandat von Abgeordneten ebenso wie die demokratische Verfassungsautonomie des Bundeslandes Thüringen in der gebotenen Form geachtet und respektiert wird.

Die Linke will Minderheitsregierung

Ergänzend sei allerdings auch auf ein weiteres, jetzt rein thüringisches Verfassungsproblem hingewiesen: Bekanntlich will die Linke versuchen, über eine neue Wahl im Thüringer Landtag doch eine Minderheitsregierung Ramelow zu ermöglichen. Nach den Ankündigungen der anderen Parteien, d. h. CDU, FDP und AfD, ist jedoch davon auszugehen, dass der Kandidat Ramelow im dritten Wahlgang erneut keine Mehrheit erlangen wird, selbst wenn von den anderen Parteien kein Gegenkandidat aufgestellt wird. Dann stünden sich 42 Ja-Stimmen von Rot-Rot-Grün und 45 Nein-Stimmen von CDU, FDP und AfD gegenüber. Mit anderen Worten: Der Kandidat Ramelow stünde einer klaren Mehrheit von Nein-Stimmen gegenüber, was nach hiesiger Auffassung bedeutet, dass er auch insofern keine relative Mehrheit, wie sie für seine erhoffte Minderheitsregierung erforderlich wäre, erreicht. Die Mehrheit läge bei den Nein-Stimmen; und dies wäre gemäss den Regeln des demokratischen Mehrheitsprinzips entscheidend. Die Thüringische Verfassung regelt diesen Fall zwar nicht ausdrücklich, aber auch für sie ist naturgemäss – wie in allen anderen Fällen – das allgemeine Mehrheitsprinzip massgebend.



Rupert Scholz, 82, ist Mitglied der CDU und Staatsrechtler. Von 1981 bis 1988 war er Senator in Berlin und von 1988 bis 1989 unter Bundeskanzler Kohl Bundesminister der Verteidigung.

Tod eines Filmproduzenten

Der einstige Hollywood-Gigant Harvey Weinstein war schon verurteilt, bevor die Gerichtsverhandlung gegen ihn begann. Sein Ruf ist dahin, sein Vermögen weg, und niemand redet mehr von seinem grossartigen Werk. *Von Peter Keller*

Im Weinstein-Prozess ist das Urteil gefallen. Der Filmmogul ist schuldig oder nicht. Egal. Unabhängig vom genauen Strafmass, ist der Mann erledigt. #MeToo hat gesiegt und den Diffamierungsprozess legitimiert: Die Klage gegen Weinstein war eine des Hörensagens. Für tatsächliche körperliche Übergriffe auf die Frauen, die ihn beschuldigten oder gegen ihn als Zeuginnen seines sexuellen Fehlverhaltens aussagten, gab es keine forensische Beweise.

Auch im Falle eines Freispruchs wird die politisch korrekte Kulturindustrie Weinstein ächten. Und selbst wenn er sich in den öffentlichen Raum zurückbefördert – etwa mit eigenen, neuen Produktionen oder Gastauftritten in TV-Sendungen –, bleibt er der Aussätzige, solange Moral wichtiger ist als die Kunst, die sich jenseits solcher Diktate bewegt.

Bereits Anfang 2018, wenige Monate nach Ausbruch des «Weinstein-Skandals», trennte sich Georgina Chapman von ihrem Mann. Harvey verkaufte ihrer beider Haus in Soho, Chapman – Designerin der Luxuskleidermarke Marchesa – verliess die Stadt, weil sie in Manhattan an quasi jeder Ecke angefeindet wurde, zumeist von Frauen. Eine zynische Volte mehr: Die Frau wird durch den feministischen Furor für die Verfehlungen ihres Gatten haftbar gemacht. In Hollywood werden Marchesa-Kleider boykottiert. Sie gehörten einst zur traditionellen Roter-Teppich-Garderobe.

Stieg Weinstein morgens vor Gericht aus dem Auto, waren seine Gelenke unter den Fussfesseln geschwollen. Er geht nach einer Rückenoperation auf einen Rollator gestützt. Im Winter 2019 war er in Connecticut gegen einen Baum gefahren, um einem Reh auszuweichen – die Medien sprechen von Fake, Inszenierung, Mitleid-Erheischen. Seine Kinder sieht Weinstein nur noch gelegentlich, die meisten Freunde haben sich von ihm abgewendet, sein Vermögen ist für Anwälte aufgebraucht, die Filmgilde hat ihn ausgeschlossen.

Weinstein hätte sich seinen Fall gesichert

Beschuldigt wird der Filmproduzent im Kern zweier Vergehen: Er soll seine Produktionsassistentin 2006 zu Oralsex gezwungen, eine Schauspielerin 2013 vergewaltigt haben. Beide Frauen hielten nach den ihm vorgeworfenen Taten über Jahre Kontakt zu ihrem angeblichen Peiniger, schickten ihm liebevolle Nachrichten, liessen sich Flüge und Hotels bezah-



Ambivalenz gehört zur Grundausstattung: Angeklagter Weinstein.

len, Jobs verschaffen und räumten ein, später noch «einvernehmlichen» Sex mit Weinstein gehabt zu haben. Eines der Opfer bezeichnete ihn gegenüber einer Freundin auch danach als «Seelenverwandten».

Ob schuldig oder nicht, Weinstein ist kaputt, ruiniert, krank. Was in dieser ganzen

Eines der Opfer bezeichnete ihn gegenüber einer Freundin auch danach als «Seelenverwandten».

Hatz keine Rolle mehr spielt, ist der Mensch Weinstein und damit seine Arbeit. Denn letztlich sind seine Werke Weinstein, und Wein-

stein ist sein Werk. Der 1952 in Queens, New York, geborene Harvey war früh vom Kino begeistert und gründete mit seinem Bruder den Filmverleih und später die Produktionsfirma Miramax. Er war der impulsive, kreative Kopf und ermöglichte grandiose Filme und Frauenfiguren: «The English Patient», «Pulp Fiction», «The Cider House Rules» («Gottes Werk und Teufels Beitrag»), «Shakespeare in Love», «Chicago», «Inglourious Basterds».

Es sind nicht die leichten Hollywoodfilmchen, sondern oft die abgründigen Stoffe, die Weinstein interessieren. Und dass sich auch bei ihm menschliche, mitunter abstossende Abgründe auftun, könnte nur ein Verrückter bestreiten. Aber in einem Prozess sind morali-

sche Vorlieben von Recht und Gesetz zu unterscheiden. Im Leben und in der Kunst gehört Ambivalenz zur Grundausrüstung. In der Justiz hat sie nichts verloren. Hier gilt die Formel «im Zweifel für den Angeklagten». Alles andere ist Rückfall in die Barbarei und Willkür.

Wäre er nicht selber in den #MeToo-Strudel geraten, der Produzent Weinstein hätte sich diesen seinen Fall wahrscheinlich gesichert, wie er es schon mit dem Roman «The Human Stain» («Der menschliche Makel») von Philip Roth Anfang 2000 getan hat. Darin beginnt der aufgrund einer – unfreiwilligen – Fehläusserung entlassene ehemalige Dekan Coleman Silk ein Verhältnis mit einer fast dreissig Jahre jüngeren Putzfrau an seiner Universität.

Sie ist ihm intellektuell unterlegen, sexuell aber ist sie mächtig. Silk betet sie – Faunia – an. Ob Dekan und Putzfrau oder Bill Clinton und die Praktikantin Monica Lewinsky (auf die die Geschichte anspielt) oder dicker, alter Produzent und junge Schauspielerin: Es sind nur vordergründig Affären mit einseitigem Machtverhältnis. Sie sind, so beschreibt es Roth und so praktizierte es Weinstein, eben ambivalent. Und als hätte der Filmstoff Weinsteins eigenes Leben vorweggenommen: Nicht immer ist klar auszuma-chen, wer wen in der Hand hält.

Vor allem aber, und das hat Weinstein nun selbst erfahren, fordern Ideologien beziehungsweise Übertretungen, die gesellschaftliche Tabus brechen, ihre exemplarischen Opfer. Im «Menschlichen Makel» bringen die frühen Formen politischer Korrektheit einen Professor zu Fall; 2017 war es #MeToo, dessen erstes Opfer der wohl grösste Filmproduzent der Gegenwart wurde.

Zerbrechlichkeit der Beziehungen

Doch wer war Weinstein vor dem Ruin? Welcher Typ Mann oder Mensch verkörpert er, der nun für alle sichtbar unmöglich geworden ist? Und was bleibt von seinen Filmen? Was mit Weinstein quasi über Nacht obsolet geworden ist: der gierige, polternde Patriarch. Freunde und Kollegen beschreiben den ehemaligen Produzenten als laut, zuzeiten herrisch und cholerisch, der die ihn umgebende Welt zum Objekt seiner Gelüste macht, zumal sich ihm, dem kleingewachsenen, unattraktiven Aufsteiger, die Frauen kaum je aus eigenem Antrieb hingaben.

Sind deswegen auch seine Filme rückwirkend unmöglich geworden? Was bleibt vom Versuch, den Künstler von seinem Werk zu trennen? «Good Will Hunting», «The Postman», «Jane Eyre», «The English Patient», «Django Unchained» – es sind Filme, die um einsame, eigenbrötlerische Figuren kreisen,

die sich mit der Zerbrechlichkeit menschlicher Beziehungen auseinandersetzen. Weinstein produzierte auch Kinderfilme, zum Beispiel «Paddington» oder «Leap!», einen Film über ein Waisenmädchen, das es im Paris der vorletzten Jahrhundertwende zur Prima-ballerina schafft.

Man macht es sich zu leicht, Weinstein nun als «Lustmolch» abzuservieren und mit ihm den Typus des alten Widerlings zu entsorgen. Was dräut, ist, was Ridley Scott 2017 mit «All the Money in the World» vorwegnahm: Kurz vor Filmstart schnitt er den Part von Kevin Spacey heraus, der, wie Weinstein, des sexuellen Missbrauchs angeklagt war, und drehte die Rolle des Tycoons J. Paul Getty neu mit einer braveren Version, verkörpert von Christopher Plummer. Von den Vorwürfen gegen Spacey blieb buchstäblich nichts, es kam nicht einmal zur Anklage – an der Auslöschung des Verfehten änderte sich allerdings auch nichts.

Die Musik spielt gerade anderswo

Kunst ist ein Balanceakt zwischen kreativer Freiheit, Publikumsgeschmack und Profitdenken. Scotts Entscheidung allerdings zeigte, wie sehr sich die Freiheit der Kunst inzwischen der Geschlechterdebatte beugt, und zwar auf «höchster Ebene», vor einem Millionenpublikum. Bei den diesjährigen Oscars gingen denn auch die Regisseure Martin Scorsese («The Irishman») und Quentin Tarantino («Once Upon a Time... in Hollywood») betont leer aus – beide Filme widmeten sich dem alten oder «männlichen» Mann als schwindendem Phänomen, grau und erschöpft wie Robert De Niro («The Irishman»), im Sessel von vergangenen Taten plaudernd.

Die Musik spielt gerade anderswo: Der koreanische Film «Parasite» räumte mehrere Oscars ab. Amerika habe zumindest im Film die Weltherrschaft abgegeben, schrieb *Die Welt* etwas gar steil, der alte Mann seinen post-heroischen Glanz verloren. Er kommt in die Schublade, zusammen mit dem Pin-up-Girl, dem Boxenluder und sonstigen Ausformungen einstiger «Liederlichkeit». Doch die Erfahrung zeigt: Was in Schubladen schlummert, kann wiederauferstehen.

Der Impuls, Kunst zu schaffen, fusst oft auf männlich konnotierter Gewalt, denken wir an die «Ilias» oder Schillers «Wilhelm Tell» oder Hemingways Erzählungen. Auch Weinsteins Maskulinität war aggressiv, unersättlich und gleichzeitig eine der kreativsten kulturellen Kräfte der Filmgeschichte. In der Zeit nach #MeToo wird die Schaffung von Kunst zunehmend zu einer verängstigten Bedienungsanleitung zum richtigen Handeln: gendergerecht, friedfertig, letztendlich zum Gähnen. ○



Boycott: mit Gattin Georgina.



Inside Washington

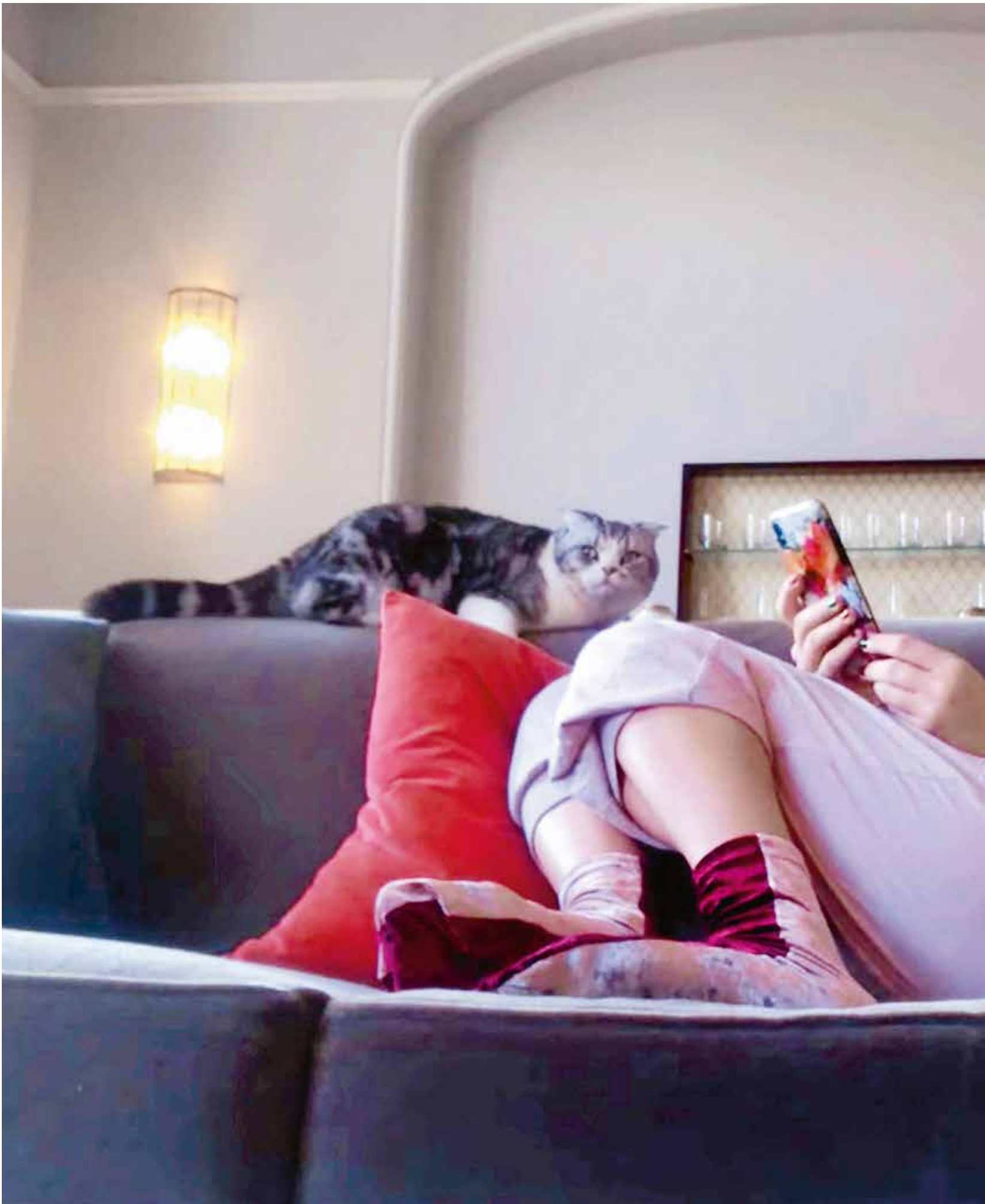
Bauerntölpel

Präsidenschaftsanwärter und Milliardär Bloomberg holt die Vergangenheit ein.

Der ehemalige Bürgermeister von New York City und demokratische Präsidenschaftsanwärter Michael Bloomberg hält die Bauern für dumm. Zu diesem Schluss gelangt man, schaut man sich einen jüngst aufgetauchten Videoclip von 2016 an, in dem Bloomberg vor Studenten der Oxford Business School spricht.

Der Grosstadt-Tycoon erörterte eine Frage über die Ausbildung von Arbeitnehmern im Informationszeitalter. Dabei tat er die Landwirtschaft als simple Tätigkeit ab, die er persönlich jedem beibringen könne. «Man gräbt ein Loch, legt einen Samen hinein, legt Erde drauf, fügt Wasser hinzu, und schon spriest der Mais.» Bloomberg machte den Studenten weis, die Bauerntölpel, die Löcher graben und Samen pflanzen, besäßen nicht die kognitive Eigenschaft, moderne Technologie zu begreifen: «Die Fähigkeiten, die man lernen muss, sind das Denken und Analysieren, und das ist eine ganz andere Liga. Man muss andere Fähigkeiten haben, man muss viel mehr graue Substanz haben.» Kritiker wiesen schnell darauf hin, dass das Verständnis des ehemaligen Wall-Street-Bankers von moderner Landwirtschaft so rückständig sei wie die angebliche Beschränktheit der Bauern, die er beschreibt.

Es ist das jüngste Exempel in einer Parade von Peinlichkeiten. Der Medienmagnat, der in nationalen Umfragen derzeit den dritten Platz belegt und laut Berichten 417,7 Millionen Dollar für Wahlkampfanzeigen ausgegeben hat – zehnmal mehr als der Spitzenkandidat Bernie Sanders –, wird täglich von Schlagzeilen aus seiner Vergangenheit eingeholt. Einige politische Experten vermuten, der New Yorker sei besser dran, wenn er sich nicht für die bevorstehenden Debatten der Demokraten qualifiziere und sich aus der Schusslinie halte. Das Magazin *Politico* fragt: «Kann er einen kühlen Kopf behalten?» Die wichtigere Frage lautet: Wie lange hält sein Schwung noch an? Amy Holmes



Ohne Schminke, ohne Freunde, ohne Preise: «Miss Americana» Swift.



Ikone der Woche

Die Neupolitische

Von Claudia Schumacher

Ein nettes Mädchen zwingt den Leuten nicht seine Meinung auf. Ein nettes Mädchen lächelt, winkt und sagt danke», erzählt Taylor Swift in der Netflix-Doku «Miss Americana». Die begnadete Singer-Songwriterin dominierte mit ihrer Zartheit und Süsse jahrelang den Pop-Kosmos. Dann wurden Künstlerinnen wie Billie Eilish und Lizzo relevanter, Frauen mit Ecken, Kanten und Körpervolumen. «Miss Americana» will nun die neue Swift erklären. Eine mit Ecken, Kanten und ein paar Kilo mehr.

Es scheint, als habe Swift trotz ihrer Dominanz früher ständig das Gefühl gehabt, sich andienen zu müssen, um zu gefallen. In der Tat positionierte Swift sich nie politisch, auch wenn sie darum gebeten wurde. Journalisten sagte sie, es interessiere die Leute nicht, was sie denke. In ihrem Bemühen, das perfekte amerikanische Mädchen zu sein, verhungerte sie praktisch im Scheinwerferlicht, erschien auf jedem roten Teppich noch knochiger. Irgendwann kippte die Liebe der Medien gegenüber der Pop-Regentin trotzdem. Sie wurde für ihr Dating-Verhalten kritisiert und beleidigt, 2016 war es so weit: Im Internet ging der Hashtag #TaylorSwiftIsOverParty viral. Zuerst wurde es ruhig um Swift. Dann folgten zwei Alben, die bei den wichtigen Preisverleihungen wenig Beachtung fanden.

Positionierung erkämpft

«Miss Americana» lässt sich als Dokumentation schwer einordnen, denn die einzige Person, die darin zu Wort kommt, ist Swift. Obwohl der Film die Kindfrau in scheinbar intimen, traurigen Momenten zeigt – ohne Schminke, ohne Freunde, ohne Preise –, weiss man nicht recht, ob es sich um einen PR-Film handelt. Es geht ans Herz, wenn Swift erzählt, wie sie politisch wurde, nachdem sie in einem Fall von sexueller Belästigung vor Gericht musste. Swift ist heute sehr engagiert: gegen Trump, für die Rechte von Minderheiten. Auch das Erscheinen der Dokumentation im Wahljahr sagt: Swift ist jetzt politisch. Das ist nicht per se unglaublich, schliesslich werden auch Popstars älter und reifer.

Im Film erkämpft sie sich ihre Positionierung gegen ihre Berater, ein paar ältere Herren, die angeblich um die Verkaufszahlen bangen. Aber ist das realistisch in einer Zeit nach #MeToo? Hilft einem im amerikanischen Showbiz heute nicht eher das offene linksliberale Denken? Ob momentan der Ehrgeiz oder die Überzeugung aus Swift spricht, lehrt uns vielleicht die nächste Doku.

Eng sitzt der Maulkorb

Direktor Marc Fehlmann hat haarsträubende Mängel im Historischen Museum Basel aufgedeckt. Nun darf er sich auf Geheiss von Regierungspräsidentin Ackermann nicht mehr öffentlich dazu äussern. Zwischenzeitlich war ihm sogar der Museumszutritt verwehrt. Was ist los in Basel? *Von Serkan Abrecht*

Vor den Toren der Stadt Basel, in der Fondation Beyeler, hängen zurzeit Edward Hoppers grossartige Kulturlandschaften an den Wänden. In der Stadt steht die Chefin der Museumslandschaft mit dem Rücken zur Wand. Einmal mehr, muss man sagen. Die Chefin ist die Regierungspräsidentin, und sie wird langsam, aber sicher zu einer dieser Hopper-Figuren, die sich nicht mehr regen, nicht mehr handeln, nur noch warten. Und werden sie zum Handeln gedrängt, fördern sie nicht Kultur, sondern Dramen.

6. September 2019: Ein paar Lokaljournalisten sind in den Keller des Historischen Museums Basel (HMB) gestiegen, das über die umfassendste kulturhistorische Sammlung am Oberrhein verfügt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts sind seine spektakulärsten Stücke in der Barfüsserkirche ausgestellt. Vor den Journalisten, hindrapiert wie ein fades Stillleben, sitzen Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann (Grüne), Sonja Kuhn, Co-Leiterin der Abteilung Kultur im Präsidentialdepartement, und HMB-Direktor Marc Fehlmann, der sich in der Kunst übt, schlechte Laune zu verbergen.

Verlorene Sammlungsstücke

Angekündigt ist die Präsentation einer Betriebsanalyse, die der Kanton extern in Auftrag gegeben hat. Ackermann und Kuhn sprechen von «Lokalisierungsschwierigkeiten» in den Archiven und «erforderlichen baulichen Massnahmen». Die Journalisten runzeln die Stirn. Dann redet Fehlmann, promovierter Kunsthistoriker und Fellow der angesehenen Royal Society of Arts in London. Er benennt die Missstände: 62 Prozent der Sammlungsstücke sind nicht in der Museumsdatenbank erfasst; sie liegen irgendwo in den acht Depots, die über das ganze Kantonsgebiet verstreut sind. Oder aber: Sie sind verlorengegangen, wie beispielsweise vier Hochräder aus dem 19. Jahrhundert, die das HMB «abschreiben» musste, weil niemand sie je wiedergesehen hat. Ackermann verspricht die erste Generalinventur seit 1989.

Nach der aussergewöhnlichen Pressekonferenz deckt die *Basler Zeitung* (BaZ) auf, dass die Regierungspräsidentin schon seit zwei Jahren über die Missstände im HMB informiert war. In der Stadt wird gewitzelt, es wäre einfacher, nochmals zwanzig Jahre mit einer Generalinventur zuzuwarten, dann dürfte so ziemlich alles verloren und verschwunden sein. Mittlerweile gibt es sogar einen Comic-Streifen zum Debakel im Muse-

um. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Es regnet ins Depot

Der Schaden geht weit über «Lokalisierungsschwierigkeiten» hinaus. Direktor Fehlmann hatte das Museum kurz nach seinem Stellenantritt im Juni 2017 unter die Lupe genommen. In seinem Bericht «Perspektiven 2030» ist nicht nur von verschwundenen Sammlungsobjekten die Rede, sondern auch von mangelhafter Infrastruktur. Das Museum verfüge «in keinem Fall» über freie Lagerkapazitäten, um grössere Bestände aufzunehmen oder überhaupt die ausgestellten Sammlungen komplett einzulagern. In zwei Depots könnten wegen Platzmangels die feuerpolizeilichen Massnahmen nicht eingehalten werden. Das Steinlager des Historischen Museums sei unbenutzbar, da bei starkem Regen Wasser ins Depot fliesse. Auch das Dach der Barfüsserkirche sei leck.

Und dann die Sammlung: Etwa eine Viertelmillion Objekte besitzt das HMB gemäss «Perspektiven 2030» – genau weiss man es nicht. 166 000 Objekte sind in der hauseigenen Datenbank erfasst, davon zwei Drittel «nicht lokalisierbar».

Weshalb wurde nichts getan? Regierungspräsidentin Ackermann sagte gegenüber der *BaZ*, man habe die externe Betriebsanalyse abwarten müssen, um handeln zu können. Zwei

Fehlmann trat an, um dem Museum «internationalen Glanz» zu verschaffen.

Jahre lang brauchte das Präsidentialdepartement, nur um denselben Schluss zu ziehen wie Fehlmann nach wenigen Monaten. Um einigermaßen heil aus diesem Fiasko herauszukommen, benötigte die Verwaltung einen Sündenbock. Und niemand bot sich dafür besser an als Museumsdirektor Fehlmann: der ehrgeizige Neuling, der «das klare Wort liebt» (*NZZ*) und für die betulichen Basler oft etwas *z dyytlig* auftritt. Die *Weltwoche* wollte mit ihm über seine Person und sein Museum sprechen. Er musste absagen. Eng sitzt der Maulkorb der Verwaltung.

Fehlmann, 54, ein gebürtiger Basler, begann seine Karriere bei der Galerie Kornfeld in Bern und wechselte mit erst 21 Jahren zum Branchenriesen Sotheby's nach Grossbritannien. Mitte zwanzig fing er an zu studieren: Archäo-

logie, Kunstgeschichte und Englische Literaturwissenschaft in Basel, Zürich und London. Er arbeitete in den Kunstmuseen von Zürich und Bern, bis er die Kunstwelt kurz verliess. Nachdem 1993 sein Bruder tödlich verunglückt war, reiste Fehlmann nach Afrika und leitete dort dessen Firma interimistisch, verkaufte Keniabohnen nach Grossbritannien und an die Migros. Später dozierte er an den Universitäten Zürich, Famagusta (Nordzypern) und Oxford.

Fehlmanns Coup mit Blocher

Und dann, 2012, erfolgte der Wechsel in die erste Reihe der renommierten Schweizer Museumsdirektoren. In Winterthur stand das Museum Oskar Reinhart vor dem Ruin. Man suchte jemanden, der den Betrieb wieder auf Vordermann bringen konnte, und fand in Fehlmann den idealen Mann: entscheidungsfreudig, eloquent, charmant. Es gelang ihm, ein Legat von 1,2 Millionen Franken für das Museum zu akquirieren und so die Existenz des Museums zu sichern. Danach begann er, dem angestaubten Haus seinen einstigen Glanz zurückzugeben. Es folgten vielbeachtete Ausstellungen zum Schweizer Porträtmaler Anton Graff und zum deutschen Impressionisten Max Liebermann.

Fehlmanns eigentlicher Coup sollte aber erst folgen: Als Erstem gelang es ihm, Christoph Blocher zu überreden, die Hauptwerke seiner riesigen Kunstsammlung einer breiten Öffentlichkeit zu zeigen. Besucher aus der ganzen Welt strömten nach Winterthur, um die Hodlers, Giacomettis und Ankers zu sehen. Das Museum war gerettet. Fehlmann hatte seine Arbeit getan und ging nach Berlin, wo er Sammlungsdirektor am Deutschen Historischen Museum wurde. Er hatte sich einen Namen gemacht. Als «Glücksfall für Berlin» betitelte ihn die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Nach nur einem Jahr kam der Ruf aus der Heimat.

Die damalige Direktorin des Historischen Museums Basel, Marie-Paule Jungblut, hatte sich mit dem Präsidentialdepartement und intrigierenden Angestellten überworfen. Die Stimmung im HMB war angespannt. Fehlmann trat an, um dem Museum «internationalen Glanz» zu verschaffen. Mit Ausstellungen wie «Gold & Ruhm» oder «Übermensch – Friedrich Nietzsche und die Folgen» gelang ihm dies. Seit er sein Amt 2017 in Basel angetreten hat, konnte er die Drittmittel-Akquisition zugunsten des Steuerzahlers massiv steigern.



Sündenbock: Direktor Fehlmann.

Konkret: 20 Prozent in der jährlichen Erfolgsrechnung. Zum Vergleich: 2015 akquirierte das HMB lediglich 6,3 Prozent an Drittmitteln.

Wo ist Fehlmann?

Dann kam der 6. September 2019. Kurz nach der Pressekonferenz intrigierten Kuratorinnen des Museums öffentlich gegen ihren Direktor. In einem Gastbeitrag in der *BaZ* behaupteten sie, alle Exponate des Museums seien jederzeit auffindbar. Alles andere sei Rufschädigung. Einen Beleg dafür lieferten sie nicht. Fehlmann wollte personalrechtliche Schritte gegen die illoyalen

Mitarbeiterinnen einleiten. Schliesslich sei Stillschweigen verordnet worden. Nichts passierte. Die Kuratorinnen wurden von Ackermann geschützt. Das Stillschweigen galt, wie sich herausstellen sollte, nur für Fehlmann.

Plötzlich waren nicht mehr nur Objekte des Museums, sondern auch dessen Direktor nicht mehr auffindbar. Marc Fehlmann hatte sich kurz nach dem versuchten Putsch wegen eines Burnouts krankschreiben lassen. Im Dezember 2019 sollte er seine Arbeit wieder aufnehmen, erschien aber nicht an seinem Arbeitsort. Der Kaufmännische Direktor und der Medien-

sprecher des HMB suchten beim Departement Ackermann nach einer Erklärung. Wo ist Fehlmann? Offenbar gab es eine mündliche Weisung, die ihm den Zutritt zu seinem Arbeitsort verbot. Basel war um eine weitere Verwaltungspolizei reicher.

Genauso plötzlich, wie der Museumsdirektor verschwunden war, nahm er kurz nach Neujahr seine Arbeit wieder auf. Was in der Zwischenzeit im Hintergrund geschah, ist unbekannt. Dem Vernehmen nach hat sich Fehlmann gegen die Kuratorinnen in seinem Museum und Regierungspräsidentin Ackermann durchsetzen können. Rechtlich ist ihm nichts vorzuwerfen, fachlich erst recht nicht.

Mikro-Managerin Ackermann

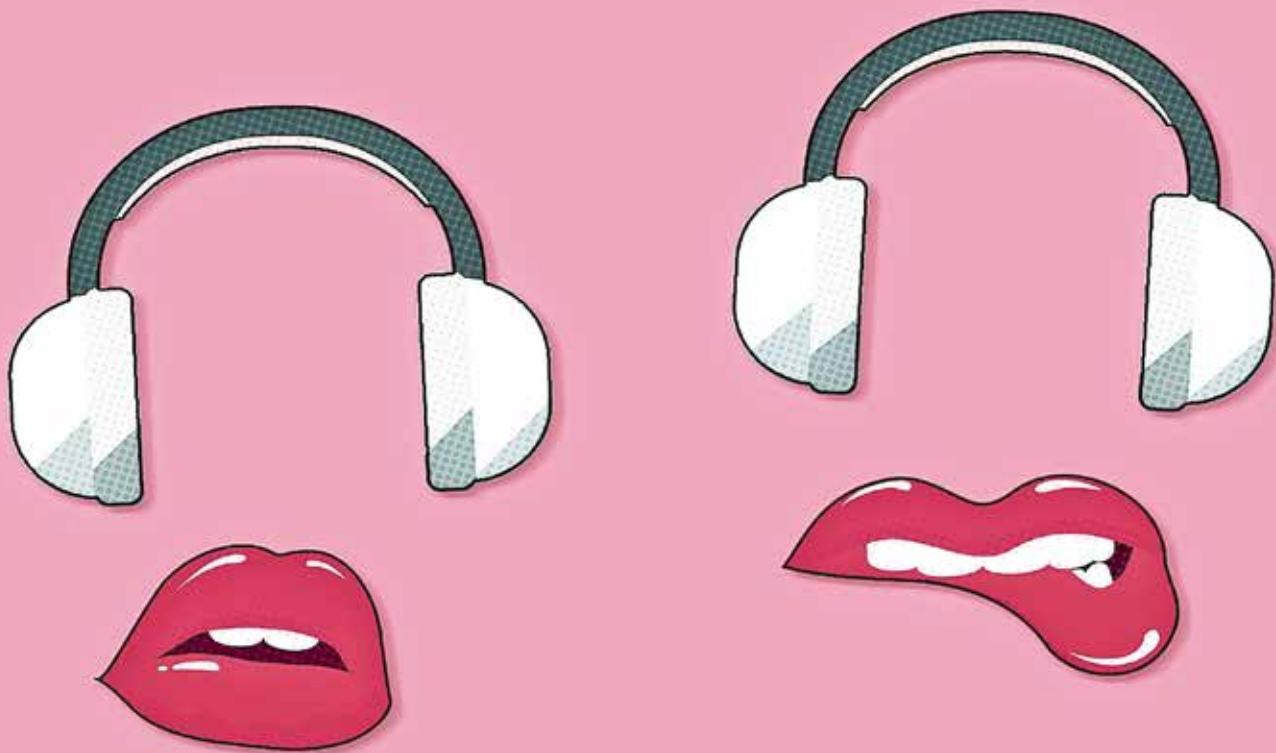
Was bleibt? Die Krise im Historischen Museum steht sinnbildlich für die Ära Ackermann und das Basler Präsidialdepartement generell, das erst 2005 geschaffen wurde. Basel wünschte sich auch einen «Stapi» à la Bern und Zürich und ein dementsprechendes Departement. Dessen Abteilungen haben keine Weisungsberechtigungen – ausser die Abteilung Kultur. Die Verantwortlichen des Departements, allesamt Frauen, schafften es nicht, der Lage Herr zu werden. Niemand führte.

Die Führungsschwäche der Verantwortlichen ist schon seit langem sichtbar. Beispiel: Beim Kunstmuseum wurden während des Frauenstreiks zwei Kündigungen gegen Sicherheitsmitarbeiterinnen ausgesprochen, die ohne Abmeldung ihren Arbeitsplatz verlassen hatten, um zu demonstrieren. Sie befanden sich in der Probezeit, und in Basel war «Art» – Hochzeit für die Museen. Elisabeth Ackermanns Personalabteilung nickte die Kündigungen ab; als aber dann medialer Protest erklang, wurde die Regierungspräsidentin zur Mikro-Managerin und machte die Kündigungen des Kunstmuseumsdirektors rückgängig. Umsonst. Die Sicherheitsmitarbeiterinnen drehten dem Direktor eine lange Nase und piffen auf den Job. Ackermann verzog sich flugs wieder in ihr Büro im Rathaus und liess den gedemütigten Direktor im Regen stehen.

Ähnliches läuft beim Historischen Museum ab. Die Regierungspräsidentin, vor ihrer Amtszeit eigentlich Gitarrenlehrerin, wusste nicht, wie sie die Probleme angehen sollte. Deshalb versuchten Ackermann und ihre Leiterinnen der Abteilung Kultur mit Hilfe einiger betupfter Frauen, im Museum von den Missständen abzulenken, die seit Jahren bekannt waren und ignoriert wurden. Sie scheiterten.

Nun ist Fehlmann zurück. In seinem ersten Interview seit seiner Rückkehr gab er zu, dass er seinen Mitarbeitern möglicherweise zu viel abverlangt habe, was ihm leidtue. Die rebellierenden Kuratorinnen nannte er «Hühner». Seither hat er wieder einen Maulkorb.

Serkan Abrecht ist Redaktor der *Basler Zeitung*.



Gesellschaft

Gross im Kommen

Frauen finden immer mehr Gefallen an neuartigen Sexhörspielen – als Konsumentinnen und als Unternehmerinnen.

Von Dominique Feusi

Ja, Frauen tun es auch. Junge, intelligente sowie auffallend entspannt wirkende Frauen, und sie tun es in aller Öffentlichkeit: Sie gründen Audio-Erotik-Start-ups. Und zwar immer öfter. *The Times* nennt das Phänomen: «Silicon Valleys heisse Investition». *Forbes* spricht von einer «Welle der Audio-Erotik-Start-ups».

Wie man sich das vorstellen muss? Selbst. Ob das Pornos von Frauen für Frauen sind? Nicht ganz, denn das Konzept von Pornos ohne sogenannten *male gaze* – einen aktiv-männlichen, kontrollierenden und neugierigen Blick – ist begrüssenswert, aber irgendwie bleibt die grosse Zielgruppe weg. Doch was passiert, wenn man der Pornografie die Bilder nimmt? Keine Fotos, keine Videos, nur Ton.

Nur Text. Fähr mich zum Schotter: Erotische Frauenliteratur, auch *mommy porn* genannt, funktioniert wie geschmiert, das ist spätestens seit «Fifty Shades of Grey» bekannt. Weltweit wurden mehr als 150 Millionen Exemplare der Trilogie verkauft, das Taschenbuch des ersten Romans führt Amazons «Top 20 der meistverkauften Bücher aller Zeiten» an. Da muss sich selbst Harry Potter hinten an-

stellen. Stimmt das Angebot, ist die Nachfrage ergo enorm, Spoiler-Alarm: Diese 150 Millionen haben sich nicht verkauft, weil man beim Lesen dieser Bücher so toll stricken kann.

Das Bild-Problem: Frauen vergleichen sich konstant. Ist sie schöner, jünger, schlanker, beliebter als ich? Was direkt ins Unglück führt, visuelle Social-Media-Plattformen wie Instagram, Snapchat & Co., die uns permanent mit

Zur Entspannung höre ich bei «Femtasyl», «erotische Inhalte speziell für Frauen», rein.

dem angeblich perfekten Leben der anderen befeuern und das eigene Spiegelbild unerträglich machen (neues Krankheitsbild: Snapchat dysmorphia – Patienten, die bei plastischen Chirurgen nach Operationen verlangen, um wie die gefilterte Version ihrer selbst auszusehen), belasten die Psyche nachweislich. Anderen vermeintlich makellosen Frauen beim Sex zuzuschauen, macht viele Frauen daher nicht geil, sondern schürt Selbstzweifel. Und dann kommt gleich das Kopfweg.

Lust statt Frust geht also mit der Befreiung von der Bilderflut einher, das neue Zauberwort lautet: nichtvisuell. Denn individuelle Begehren, *body positivity*, Diversität und Inklusion sind einfacher umsetzbar, wenn's nix zu sehen gibt. Die Formel zum Glück: Bild aus, Kopfkino an.

«Orgasmen, natürlich!»

Hellhörig wurde man, als Caroline Spiegel, 22, Schwester von, aufgepasst, Snapchat-Gründer Evan Spiegel (29, geschätztes Vermögen: 3,7 Milliarden US-Dollar) letztes Jahr «Quinn – The Audio Porn Platform» (kostenlos und als Open Source) ins Leben rief. Dabei ist sie mit ihrem nichtvisuellen *audio erotica startup* in bester Gesellschaft: «Dipsea», gegründet von Gina Gutierrez und Faye Keegan, mit «sexy Audio-Geschichten, die deine Fantasie anregen und dich in Stimmung bringen»; «Ferly» von Billie Quinlan und Anna Hushlak, die App für «genussvollen, selbstbewussten und gesunden Sex»; «Hör Dich zum Höhepunkt» mit «Femtasyl», gegründet von Nina Julie Lepique und ihrem Partner Michael Holzner, bestückt den deutschsprachigen Markt mit «erotischen Tonaufnahmen für Frauen und

Paare»; aus Barcelona stammt «Enjoy», die App von Andrea Oliver Garcia, «denn was ist ein natürlicher Schmerzkiller, *anti-ager* und macht zufriedener als Peelings, Duftkerzen und Abende auf dem Laufband? Orgasmen, natürlich!»

«Männer bevorzugen Bilder, Frauen Geschichten», so Gina Gutierrez und Faye Keegan, beide 29, von «Dipsea», wo es per Abo hochwertig produzierte Storys für «sie und ihn», «sie und sie» oder «sie und mehrere» gibt. In Hunderten von Gesprächen kristallisierte sich heraus, dass auch für Frauen, die visuellen Pornos nicht unbedingt abgeneigt sind, der gängige Stoff mit schlechten Plots zu viel Ablenkung mit sich bringt.

Richtig, warum so hirnrissig? Wenn er zum Beispiel sagt: «Wo ist der Sicherungskasten?», und sie ihm einen Schrank zeigt, in dem weit und breit weder Sicherungen noch Kabel sind, dann stellt sich doch die Frage: Wie schwer kann es sein, es vor einem veritablen Sicherungskasten zu treiben? Oder nach einem profanen Schrank zu fragen? Und was trägt sie da? Einen Rest Fischernetz? Warum maritim? Und wo bekommt man das? Im Fischereibedarf? Weiss Rute & Rolle Rat? Und weshalb gibt es Licht, wenn angeblich die Sicherungen raus sind? Nein, ich will jetzt keinen Sex, ich will das verdammt noch mal ausdiskutieren! Da sag noch einer, dass Logik Männersache ist.

Hör mal, wer da hämmert

Zur Entspannung höre ich bei «Femstasy», «erotische Inhalte speziell für Frauen», rein. Hier gibt es per Abo «mehr als 1100 Hörgeschichten», aber auch Lustgeräusche, Telefonsex, detaillierte Beschreibungen, alles hochwertig produziert, «romantisch und sanft oder wild und verrückt», nach individuellen Vorlieben filtrierbar: «Klare Ansagen», «Liebe und Zuneigung» oder «Verbotene Reize»? Die Geschichten tragen Titel wie «Die Babysitterin», «Unter der Dusche», «Sommergewitter», «In Uniform» oder «Heimlich auf der Baustelle».

«Hallo Schönheit, spürst du die Spannung zwischen uns? Es gibt so viele Dinge, die ich gerne mit dir tun würde. Ich bin Leo und hier, um dich zu verwöhnen.» Aber auch Philippe ist hier, um mich zu verwöhnen. Und Raphael. Und Josha. Und Samuel. Auch Elena, Jade und Kloé warten schon auf mich, doch bei der tiefen, samtigen Stimme von Samuel werde ich schwach.

«Meine Sekretärin», eingeordnet unter «Erotische Geschichten – intensiv», markiert mit den Tags «Bodypositive», «Chef/in», «Dominanz», «Dominierender Mann», «Im Büro», «Kollegen», gelesen von Samuel, *allright, allright, allright*, ich probiere es mit ihm: «Du kommst sofort, wenn ich dich rufe. Vor allem, weil ich dein Chef bin, aber auch, weil du

es willst. [...] Das kommt mir sehr entgegen. Denn auch ich will dich bei mir haben. Aber nicht nur das, denn ich will mehr.»

Okay, ich will auch mehr, aber Samuel macht plötzlich seltsame Geräusche – «mmmh» wie Menschen, die in Werbespots verdauungsfördernden Jogurt essen und bis zur Darmflora jubilieren, und «aaah», wie wenn die Verdauungsförderung erfolgreich war. Ausserdem erinnert er mich jetzt an einen Exfreund, der beim Stöhnen durch die Zähne pfiiff. Die Interjektionen sind kurz, doch das Kopfkino ist aus. Samuel muss weg.

Und, da schau her, hier weiss man um die Fragilität der erotischen weiblichen Fantasie: «Dir gefällt die Story und du möchtest eine andere Stimme testen? Dann hör doch bei «Mei-

Als Mann sollten Sie Audioporno keinesfalls als Konkurrenz sehen.

ne Sekretärin» von Nelio rein.» Heureka! Dominanter Chef, der einen über den Schreibtisch legt, aber bei zwei falschen Geräuschen ist der Nervbock weg? Ja, Schätzchen, das ist moderne weibliche Sexualität. Doch, ich fühle mich sehr verstanden hier. *Next, please!*

Fazit von Lara, 26, Bremen: «Das war der krasseste Orgasmus meines Lebens.» Nun gut, ich habe Lara etwas an Leben voraus, aber man kann zusammenfassend sagen: zeitnahe Lieferung, Service äusserst zufriedenstellend.

Zur richtigen Zeit am richtigen Ort

Als Mann in heterosexueller Beziehung sollten Sie Audioporno keinesfalls als Konkurrenz sehen, im Gegenteil, der macht Ihnen schon mal Ihre ... okay, formulieren wir's halb so steil: In einer Kochsendung würde man sagen: «Das haben wir alles schon mal für Sie vorbereitet!» Sie brauchen vorher weder Schultern zu massieren – nein, das im BH sind nicht die Schultern – noch Interesse daran zu fingieren, dass «die Noemi jetzt voll die gleichen Yoga-Pants hat!» Wenn Zuhören nicht zu Ihren Stärken zählt und Ihnen schon bei der Erwähnung von «Geschichten für Paare» das Ohr abfällt, kein Problem, selbst ist die Frau. Sie müssen nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort – mit grosser Wahrscheinlichkeit Ihr Bett – sein und können die Ernte einfach einfahren.

Denn während Männer oft masturbieren, um einen Mangel an befriedigendem Sex auszugleichen, ergab eine Studie 2017 (Ari Tuckman, «Sex Matters»), dass die Lust von Frauen umso mehr zunimmt, je mehr sie masturbieren – daher führt mehr Masturbation zu besserem und häufigerem Sex und umgekehrt.

Ja, das sollten Sie sofort dem Schatz erzählen. Rubbel die Katz, wenn das mal keine guten Nachrichten sind!

Jazz

Monk's Mood

Von Peter Rüedi

Eine Hommage an Thelonious Monk ist eine Herausforderung. Die Erfindungen des Meisters sind allesamt Klassiker, und sie sind Jahrzehnte nach seinem Tod 1982 so heiss, dass sich normalbegabte Nachgeborene leicht die Finger verbrennen, wenn sie den ebenso lapidaren wie vertrackten Stücken zu nahe kommen.

Christoph Grab, der Berner Saxofonist, der eine seiner Formationen nach einem Monk-Titel «Reflections» nennt, ist so stilsicher und taktvoll, dass er auf seiner jüngsten CD in der Reflexion von neun Monk-Stücken die Grenze immer beachtet, die zwischen Respekt und Anbiederung verläuft. Seinem Quintett mit dem Bassisten Lukas Traxel, dem Drummer Pius Baschnagel sowie dem brillant strahlenden Trompeter Lukas Thöni und dem filigranen Andreas Tschopp an der Posaune (stilistisch so etwas wie die Wurzel aus J.J. Johnson mal Jimmy Knepper) als kongenialen Bläserpartnern gelingt auf fraglose Weise die Um- und Fortsetzung einer zentralen Qualität von Monks Musik. Die war, vor allem in seinem Pianospiele, sperrig, kantig bis an die Grenze zum krud Erratischen, gleichzeitig von einem mitreissenden Swing.

Diese Spannung zwischen Komplexität, Archaik und fließender Rhythmik, der Antagonismus zwischen einem avantgardistischen und einem traditionellen Aspekt des Jazz, war ein Hauptmerkmal von Monks Musik. Sie erklärt auch, weshalb der pianistische Ruinenbaumeister immer mit einer zwingend swingenden Rhythmik und besonders «flüssigen» Saxofonisten arbeitete.

So einer ist auch Christoph Grab, ein Liebhaber der feineren Register und gelegentlich vermischten und verwischten Tinten. Selbst wenn er, wie in seiner vorletzten Version von «Reflections», im halsbrecherischen Trioformat nur mit Bass und Schlagzeug das (übrigens fast identische) Monk-Repertoire interpretiert, agiert er kaum je als Saftwurzel mit «vollem Rohr». Nicht von ungefähr also auch Grabs Vorliebe für die eher balladesken Titel in Monks Œuvre («Round Midnight», «Ruby My Dear», «Pannonica», «Monk's Mood»). Spitze, in den solistischen Flügen aller Beteiligten wie in den arrangierten Passagen.



Christoph Grab's Reflections:
Live at Haberhaus.
Lamento Records 003

Hollywoods langsamer Abschied

Es gab eine Zeit, in der Hollywood eine Traumfabrik war. Es waren jene Tage, in denen der American Dream Hochkonjunktur hatte. Hat es sich ausgeträumt?

Von Michael Bahnerth



Amerikas Angstblüte: Jack Nicholson und Faye Dunaway in Polanskis «Chinatown», 1974.

Kirk Douglas ist tot, und doch überlebte er Hollywood. Natürlich ist Hollywood nicht tot im eigentlichen Sinn; da sind die Filme, die Stars, die Verlierer, die Studios, der Schriftzug auf dem Hügel, der Sunset Boulevard, da ist Sehnsucht, da sind Traum und Wirklichkeit, die immer von neuem verschmelzen wie die Sonne des Tages mit dem Dunkel der kalifornischen Nacht. Gestorben ist schon vor langer Zeit das Goldene Zeitalter Hollywoods, diese Epoche, die in den 1930ern begann, zwanzig Jahre das blühende Leben war und dann langsam verwelkte, sich einer Frischzellenkur unterzog, und, weil sie jetzt eine Ahnung von der eigenen Sterblichkeit hatte, auch erstmals die lebendigen Schatten des Seins im Scheinwerferlicht glitzern liess. Die Traumfabrik hatte den Albtraum entdeckt.

Letzte Klimax

In diesen allerletzten goldenen Tagen, dieser Dekade zwischen 1965 und 1975, als die Stars von gestern wie Humphrey Bogart, Marilyn Monroe und Jayne Mansfield schon tot waren, die USA einen blutig-lebendigen Krieg in Vietnam führten und der amerikanische Traum immer weniger grosses Kino war, entstanden Filme von grandioser Zeitlosigkeit, gegen die Kirk Douglas' 103 Jahre nur eine Petitesse bleiben werden: «Rosemary's Baby», «Godfather», «Bonnie and Clyde», «Lovestory», «The Odd Couple», «The Great Gatsby» und allen voran «Chinatown», der 1974 die Leinwände dieser Welt füllte, diese düstere Geschichte um Kor-

ruption und Gerechtigkeit, um Hilflosigkeit und die Vergeblichkeit der Liebe unter dem ewigen Blau des Himmels über Los Angeles.

Der amerikanische Filmhistoriker Sam Wasson hat ein Buch darüber geschrieben, wie «Chinatown» wurde, was es ist, und warum der Film ein wenig ist wie ein alter Baum, der, bevor er stirbt, in seiner Angstblüte über seine Verhältnisse gibt. «Chinatown» war die letzte Klimax des Lebens Hollywoods und der Beginn seines Sterbens. Natürlich spuckte und spuckt die Traumfabrik weiter Filme aus, viele schlechte, einige mittelmässige, wenig gute und eine Handvoll ausserordentliche vielleicht. Aber «Chinatown» war ein einzigartiges Kunstwerk, und einzigartige Kunstwerke sind einmalige Angelegenheiten. Es gibt nur ein «Guernica», einen «Schrei», eine «Sternennacht».

Nach «Chinatown» war das, was man salopp Kommerz nennt, die Geburt des Mainstreams, oder, wie Robert Evans, der Produzent von «Chinatown», sagte: «Das Problem ist, dass die Filmindustrie heute von Managern geleitet wird – haben Sie je einen Manager gesehen, der die Leute zum Weinen bringt?» Hollywood in seiner Breite, Ausnahmen gibt es immer, stolperte, wenn man so will, über den amerikanischen Traum, diesen grössten aller Träume, den es lange gespeist hatte und wurde im Gegenzug von ihm gesättigt.

Es gäbe kein Hollywood ohne den sagenumwobenen amerikanischen Traum, diesen Nukleus des amerikanischen Optimismus, dieses Bindemittel der amerikanischen Gesell-

schaft. Der Niedergang Hollywoods ist die Geschichte des langsamen Sterbens dieses Traums und umgekehrt. Das ist wie bei siamesischen Zwillingen; dass nur einer stirbt oder nur einer am Leben bleibt, ist kaum möglich.

Wendepunkt 1963

Was ist geschehen mit diesem Traum und seinen Bildern aus der Traumfabrik, diesem Glauben daran, dass jeder unter dem amerikanischen Himmel seinen Traum erfüllen kann, diesem Vom-Tellerwäscher-zum-Millionär, dieser Erlösungsfantasie des kleinen Mannes, dieser Hoffnung jener, denen das Verlieren ein Begleiter ist? Wann wurde er zu einem Albtraum, wann ging er an seiner eigenen Unerfüllbarkeit zugrunde, ab wann war er bloss eine amerikanische Lüge mehr? Wann riss sein Film?

Die Antwort liegt möglicherweise in den vielleicht beiden grössten Traumata, die das Land immer noch mit sich herumträgt: der Ermordung von JFK 1963, diesem Hoffnungsträger und Blutspender des amerikanischen Traums, und dem Vietnamkrieg und dessen moralischen und wirtschaftlichen Folgen. Diese Zeit zwischen 1964 und 1975, als amerikanische Integrität auf absurden Schlachtfeldern verblutete, als amerikanische Soldaten zu Schlächtern wurden, als all das Gute, das das Land einst begleitet hatte, zum Hässlichen wurde. All die Werte, die der amerikanische Traum hervorgebracht hatte, das Vertrauen, der Optimismus, die Zielstrebigkeit, die Hoffnung und die Unermüdlichkeit, verbrannten wie Wälder, die mit

Napalm in Brand gesteckt worden sind, und der Traum stand seines Fleisches beraubt da wie ein Baum, der eine Ladung Agent Orange abbekommen hat.

Das Problem war, dass die Wirklichkeit dem Traum keine Erde mehr bot, in die er seinen Samen hätte pflanzen können, der Nährboden war ihm entzogen worden. Draussen war Rezession und Inflation, und Reichtum wurde immer zu etwas Unerreichbarerem. Der Weg führte nicht mehr vom Tellerwäscher zum Millionär, sondern vom Tellerwäscher in die Arbeitslosigkeit.

Aggression und Depression

Das Land hatte nicht gänzlich aufgehört zu träumen, das nicht, aber der grosse, kollektive Traum war so in Brüche gegangen, dass er sich niemals mehr wieder erholen konnte. Da waren noch die Hippies, die eine Zeitlang in weltfremden Gefilden weiterträumten, die einen Traum anboten, der aber als Ersatz für das Kollektiv zu abgehoben oder auch zu einschneidend war; nur *love, peace and happiness* schien ein bisschen wenig im Gegensatz zu zwei Autos vor einem eigenen Haus mit einer Frau drin, die Heilige sein konnte und Hure auch, mit elektrischer Geschirrspülmaschine und jeden Tag einem Steak auf dem Teller.

Seither sind die USA ein weiteres, traumloses Land, oder zumindest eines, das nur noch im Kleinen davon träumen kann, dass es einmal einen grossen Traum hatte. Träume zu träumen, macht im Grossen und Ganzen unglücklich, im Kleinen die einen aggressiv, die anderen depressiv, und ein ganzes Land verzweifelt möglicherweise irgendwann daran und beginnt, sich selbst zu verlieren und Rattenfängern hinterherzulaufen.

Hätten die USA nicht so leichtfertig ihren Traum, der eine gesellschaftliche Schwerkraft war, die dunkle Materie des amerikanischen Universums, aufs Spiel gesetzt, wäre ein Trump nie Präsident des Landes geworden. Er wurde es nur, weil er dem Land die Rückkehr des amerikanischen Traums in Aussicht gestellt hatte und all die desillusionierten *fucked-up people* in den darbenen und darniederliegenden Landschaften darauf hofften, gemeinsam einen Traum nicht nur träumen, sondern auch wahr werden lassen zu können, und zwar mit einer Wahrscheinlichkeit, die höher liegt als sechs Richtige beim Zahlenlotto.

Geburt des Fantasy-Films

Als der amerikanische Traum der amerikanischen Wirklichkeit nicht mehr standhalten konnte, war auch die Traumfabrik des Landes nicht mehr in der Lage, ihm Benzin für seinen

Motor zu geben. Im Gegenteil. Die Vorlage war weg, ebenso die Möglichkeit, diesem nur mit ein paar Eckpfosten versehenen amorphen Gebilde Bilder zu verleihen, die bei jenen, die sie betrachten, mehr als nur die oberflächlichen Sehnsüchte bedienen, sondern sie dort ansprechen, wo der amerikanische Traum sein Zuhause hatte, im amerikanischen Herzen und in der amerikanischen Seele.

Es ist nicht erstaunlich, dass gleichzeitig mit dem Anfang der Agonie des Traums das Science-

Die USA wirken dieser Tage wie ein pubertierender Jugendlicher, der seine Eltern verloren hat.

Fiction-Genre eine Blütezeit erlebte, die allerdings mit der Mondlandung 1969 einen Schock erlitt, weil die Wirklichkeit die Fiktion übertraffen hatte. Der Tod des Traums jedoch verhalf einem weiteren Filmgenre ins Leben, jenem des Fantasy-Films. Es war, als ob die Menschen die Lücke, die der verlorene Traum hinterlassen hatte, mit den Fabelwesen aus den mystischen Sagen- und Traumwelten aufzufüllen hofften. Die Realität, wiewohl es eine filmische war, wich der Virtualität.

Vielleicht liegt es an all diesen Dingen, dass die USA seit drei Jahrzehnten womöglich wie ein Land voller Menschen zu sein scheinen, die auf der Suche nach Identität sind und dabei ziemlich viel Geschirr kaputt schlagen; Afghanistan, Irak, Iran und so weiter, und dieses «War on» alles, was dem Land nicht passt. Die USA wirken dieser Tage bisweilen wie ein pubertierender Jugendlicher, der seine Eltern verloren hat.

Das *land of the free* ist jetzt wie «Chinatown», und «China-

town» ist wie der Nukleus Kaliforniens; man träumt gelegentlich, man sei im Paradies, und wacht dann in der Dunkelheit auf. Der Film endet mit dem Tod. Regisseur Roman Polanski wollte das so, nach dem Massaker an seiner schwangeren Frau Sharon Tate 1969 musste eine Zeitlang in jedem seiner Filme eine Blondine sterben. Drehbuchautor Robert Towne wollte ein leicht hoffnungsvolleres Ende, konnte sich aber gegen Polanski nicht durchsetzen; Hauptdarsteller Jack Nicholson sagte, er spiele was auch immer, und Produzent Robert Evans war es egal.

Der Schluss des Films ist wie das Ende des amerikanischen Traums, performt von einem Hollywood in Angstblüte; das Unschuldige bleibt auf der Strecke, wird getrampelt, und das Böse marschiert in noch grösseren und wuchtigeren Schritten abtraumhaft weiter.

Sam Wasson: *The Big Goodbye*. Faber. 416 S., Fr. 39.90



Die Bibel

Orientierung

Von Peter Ruch

Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir! Hab keine Angst, denn ich bin dein Gott! Ich mache dich stark, ja, ich stehe dir bei! (Jesaja 41,10) Der kommende Montag ist kein Gedenktag, aber ein Tag, der zu denken gibt. Am 24. Februar 1920 entdeckte eine gestrandete Existenz namens Adolf Hitler ihre Fähigkeit, bei einer Massenversammlung durch Redegewalt die Menschen derart einzunehmen, dass sie in einen Trancezustand gerieten und schliesslich eine Art kollektiven Orgasmus empfanden. Seine Reden waren zwar langsam und stockend. Es fehlte ihnen sowohl der logische Aufbau als auch der klare Inhalt. Indessen wirkte Hitler über den Bauch und die Gefühle. Er hatte den hypnotischen Dreh gefunden, wie er sich des kollektiven Unterbewusstseins bemächtigen konnte. Ebenso wichtig war die Wirkung auf ihn selbst. Als bisheriger Niemand war er plötzlich vom Bewusstsein beseelt, etwas Grossartiges vollbringen zu können. Durch die andauernd erfolgreichen Auftritte überhöhte sich sein Selbst- und Sendungsbewusstsein. Dass die Deutschen als eines der gebildetsten Völker auf einen solchen Mann hereinfließen, lässt sich ansatzweise erklären: Nach der Niederlage im Weltkrieg, den demütigenden Friedensverträgen und dem Verschwinden der Monarchie war ein Vakuum entstanden – und eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Grösse.

Die Geschichte ist reich an Umbrüchen, die die Menschen zutiefst irritierten. Der zitierte Bibelspruch richtete sich an die Israeliten im babylonischen Exil. Schon das Exil war aufwühlend genug, und bald fiel das neubabylonische Reich an die Perser. Das geistige Koordinatennetz verblasste, und die Menschen wurden anfällig für Trugbilder und Verführungen. Unsere Gegenwart macht ebenfalls Wandlungen durch und birgt entsprechende Risiken, nicht zuletzt für die romantisch veranlagten Deutschen, deren altvertraute Volksparteien im Koma liegen. Da hilft der Blick über die Niederungen hinaus auf Gott. Seine Treue vertreibt die Panik und sorgt für verlässliche, nachhaltige Orientierung.

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Buchautor Wasson.



Clinch ohne Schaumschlag: «Jagdzeit».

Kino

Powerplay der Niedertracht

Kammerspiel, Psychothriller, Wirtschaftskrimi – mit «Jagdzeit» ist Sabine Boss ein Meisterstück von grosser Aktualität gelungen.

Von Wolfram Knorr

Im Grunde sind sie eitle Fatzken, die Turnaround-Manager. Wie neunmalklugen Hasardeure fegen sie durch Unternehmen, um diese wieder auf Vordermann zu bringen. Alexander Maier (Stefan Kurt), Finanzchef des Automobilzulieferer-Unternehmens Walser, ist einer von ihnen, und er fühlt sich überrumpelt, als ihm vom Firmenchef Knall auf Fall der neue CEO Hans Werner Brockmann (Ulrich Tukur) vor die Nase gesetzt wird. Dieser soll den Familienbetrieb umstrukturieren, konkurrenz- und leistungsfähiger für die Zukunft machen. Mit randloser Brille und süffisanter Mimik nimmt er am Kopf des Konferenztisches Platz und bläst in schneidigem Hochdeutsch den Anwesenden neuen Wind um die Ohren – vor allem Maier, dem grundsoliden, höchst akkuraten Finanzchef.

Maier hat sich für die Firma so sehr den Hintern aufgerissen, dass sein Privatleben jetzt im Eimer ist: Die Frau hat sich von ihm getrennt, der Sohn entfremdet. Gerade als er sich zu bemühen beginnt, sie wieder zurückzuholen, platzt dieser Turnaround-Vulkan in die Geschäftsleitung und versprüht glühende Lava – die ihn besonders trifft. Der Herr der Bilanzen ist gefragt, und Brockmann nimmt ihn sich sofort zur Brust, als wollte er ihn auf die mentale Brauchbarkeit für seine neue Gangart endoskopieren. Zu diesem

Zweck gibt ihm Brockmann – Sadismus oder Spott? – das Buch von Yamamoto Tsunetomo, «Hagakure: Der Weg des Samurai» mit auf den neuen Weg. Darin heisst es unter anderem: «Wird man mit zwei Alternativen konfrontiert, Leben und Tod, so soll man ohne Zögern den Tod wählen.»

«Jagdzeit» von Sabine Boss («Der Goalie bin ich») ist der wohl beste Schweizer Film seit langem, aktuell und immer emotional, böse und genau, souverän lavierend zwischen Psychothriller und Kammerspiel, zwischen tückischem Charme und ätzendem Biss, glänzend verkörpert von zwei erstklassigen Mimen. Ihr Clinch ist ohne Schaumschlag, ihre Präzision voller Elan und Eleganz – so etwas sah man hierzulande lange nicht. Die Dialoge sind scharf (Drehbuch: Simone Schmid) und mutieren «lautlos» ins Abgründige. Bald klingt jede Äusserung von Brockmann doppelsinnig, was Maier sukzessive in die Defensive geraten lässt.

Als der neue CEO beschliesst, an die Börse gehen zu wollen, protestiert zwar der Finanzchef lauthals, steht aber dem CEO-Draufgänger weiter zur Seite. Erst als durch Maiers Verschulden ein Grossinvestor aussteigt und der Börsengang gestoppt werden muss, sieht Maier, dem auch seine Familie endgültig entgleitet, den einzigen Ausweg im «Weg des Samurai». Als er einmal mit seinem Sohn zelten geht, ist die

Sprach- und Trostlosigkeit zwischen den beiden fast mit Händen zu greifen.

«Jagdzeit» liess sich von einer wahren Geschichte inspirieren, dem Suizid von Pierre Wauthier im Jahr 2013, Finanzchef der Zurich Insurance Group. Den Abschiedsbrief, den Maier hinterlässt und in dem er Brockmann für seinen Tod verantwortlich macht, gab es bei Wauthier tatsächlich und soll Josef Ackermann gegolten haben, dem damaligen Verwaltungsratspräsidenten. Boss und Schmid haben in der Manager-Beletage genau recherchiert, auch Wauthiers Faible für die japanische Selbsttötungsphilosophie in Erfahrung gebracht. Da stimmt einfach alles, von den Dialogen bis zum Lokalkolorit mit den gläsernen Büros, der makellos aseptischen, noblen Villa, in der sich Maier wie ein Kunde in einem Möbelhaus-Showroom bewegt; nur im Keller hat er ein wandgrosses Jagd-Game, um seinen Frust abzureagieren.

Stefan Kurt in der Hauptrolle, gejagt vom CEO, zwischen Verklemmtheit, Ruhelosigkeit und innerer, unauflösbarer Spannung, sucht einen Vernunftweg zwischen den Fussangeln und Tretminen auf seinem Emotionsterrain. Er will nicht ausrasten, explodieren, nur seiner Aufgabe weiterhin verantwortlich nachgehen. Am Ende wirkt er nur noch verschlissen wie ein Blatt Papier, das man zu oft gefaltet hat. Ulrich Tukur als Brockmann ist der Satan persönlich, in feinem Zwirn, sardonisch durchtrieben, sein Opfer gewieft und geschmeidig umgarnend. Ein Psycho-Jockey, der mit seinem Gegner spielt, grossspurig, spöttisch, und diesen dann umschlingt und langsam würgt wie eine Python, mit einem Mund, schmal wie eine Rasierklinge. Ein einzigartiges Powerplay über Niedertracht mit intensiven Spannungsvolten. Sabine Boss ist ein starker, höchst aktueller Film gelungen. ★★★★★

Weitere Premieren

The Peanut Butter Falcon — Buddy- und Roadmovie der besonderen Art: Hier werden genretypische Gegensätze auf reale Behinderungen ausgeweitet (wie etwa jüngst in «Hors normes»). Zak (Zack Gottsagen) ist ein Mann mit Down-Syndrom, der aus dem Heim ausbüxst, um Profiwrestler zu werden, und unterwegs auf den Fi-



Seelenvoll: «The Peanut Butter Falcon».

scher Tyler (Shia LaBeouf) trifft. Daraus wird eine dicke Freundschaft, zu der auch ihre Verfolger beitragen. Hinter Zak ist seine Betreuerin (Dakota Johnson) her und hinter Tyler rachsüchtige Kollegen. Humor- und seelenvoll und durch und durch sympathisch. ★★★★★

Chambre 212 — Maria (Chiara Mastroianni) geht fremd, ihr sensibler Gatte Richard (Benjamin Biolay) ist darob tief gekränkt. Maria zieht in ein Hotel und wird dort von Geistern (sprich: von Männern und der Mutter) der Vergangen-



Geister der Vergangenheit: «Chambre 212».

heit heimgesucht. Der Titel bezieht sich auf einen Artikel im französischen Code civil. Nett, charmant, aber zuweilen aufdringlich originalitätssüchtig. Manchmal ist das Zimmer rappelvoll, was wohl witzig sein soll. ★★★★★

Lassie — Sie gehört zu den unsterblichen Kreaturen. Erfunden hat den treuen Wauwau Eric Knight. Mit Erzählungen und dann einem Roman (1940) brachte er die Saga auf den Weg. Erste Verfilmung 1943 (mit Elizabeth Taylor), dann ging's Schlag auf Schlag. Die TV-Serie (1954–1973) wurde zum Hit – und jetzt gibt's sogar eine deutsche Version! Durchaus denkbar, dass auch noch «Fury» neu verfilmt wird. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
2	J'accuse Regie: Roman Polanski	★★★★☆
3	Il traditore Regie: Marco Bellocchio	★★★★☆
4	Little Women Regie: Greta Gerwig	★★★★☆
5	1917 Regie: Sam Mendes	★★★★☆
6	Platzspitzbaby Regie: Pierre Monnard	★★★★☆
7	Les misérables Regie: Ladj Ly	★★★★☆
8	Knives Out Regie: Rian Johnson	★★★★☆
9	La Gomera Regie: Corneliu Porumboiu	★★★★☆
10	Birds of Prey Regie: Cathy Yan	★★★★☆



Körzis Hollywood

Ist das Handy das neue Kino?

Silicon Valley und Hollywood haben ein Baby. Von Norbert Körzdörfer

Nach den Oscars ist vor den Oscars. Hollywood ist kein Ort, sondern Business. Die Virusepidemie führt in China, dem Filmmarkt Nummer zwei der Welt, zu einem Verlust von einer Milliarde Dollar. 70 000 Kinos sind in Quarantäne! Was tun? China streamt!

Ist das Handy (der Laptop) das neue Kino? Ja, hoffen Entertainment-Genie Jeffrey Katzenberg (69, Dreamworks, Ex-Disney) und Computer-Queen Meg Whitman (63, Ex-Ebay). Am Tag, als sie als CEO bei Hewlett-Packard aufhörte, rief er an: «Was machen Sie heute Abend?» – und flog im Privatjet zu ihr zum Start-up-Rendezvous nach San Francisco. *Dinner to win-win.*

Hollywood-Hype: Wenn Silicon Valley und Hollywood ein Baby zeugen könnten, käme «Quibi» heraus! Quibi ist die Kurzform von *quick bites*: kurze optische Leckerbissen! Quibi investiert eine Milliarde (von Disney, Warner etc.) in ein revolutionäres Handy-Streaming-Minikino. Mit der Qualität von Netflix und der Einfachheit von Spotify!

Der Markt: Es gibt 2,5 Milliarden Handys. Die Amerikaner streamen rund sechzig Minuten Videos täglich auf ihren Handys. Vor acht Jahren waren es noch sechs Minuten. Zielgruppe: 25- bis 35-Jährige (später: 18 bis 44). Gucktrick: Es gibt täglich Zehn-Minuten-Filme, die sich zu einem Hundert-Minuten-Thriller ergänzen. Sensations-Gag: Wenn man das Handy-Kino dreht – von Portraitformat (vertikal) auf Landschaftsformat (horizontal) –, sieht man einen zweiten Film! Die andere Perspektive, zum Beispiel jene des Mörders!

Die Faszination ist schwer zu beschreiben, man muss es sich selber anschauen: quibi.com, ab 6. April (Abo: 5 Dollar pro Monat; ohne Werbung 8 Dollar). Pro Film werden sechs Millionen investiert, mit Kultregisseuren wie Guillermo del Toro

(«The Shape of Water»), Antoine Fuqua («Olympus Has Fallen») oder Sam Raimi («Spider-Man»).

Quibi hat nur 150 Angestellte – und Milliardär Katzenberg kein eigenes Büro: «Wenn wir nur 3 Prozent der Handys erreichen, gewinnen wir!»

Das Handy ist natürlich kein Kinoabenteuer, kein Gemeinschaftserlebnis, keine Augenparty im Dunkeln. Aber Millionen pendeln. Millionen stehen im Stau. Millionen warten in der Schlange nach irgendwo. Das Handy kann zur Minikino-Oase in der Menge werden – Earpods in die müden Ohren, Augen auf fürs Abenteuer, zehn Minuten Spannung und Lebenspause.

Die Kinos der Zukunft werden eine Art cineastische Oper werden, ein Begegnungsort mit Trinken, Essen und gigantischen Leinwänden wie Imax. Ein Kinobesuch ist immer noch ein menschlicher Akt der Selbstbestimmung. Ich bin dann mal weg aus der Welt. Ich fliehe träumerisch in eine andere Welt, mit anderen. Kino als Weltraumabenteuer des Seins.

Neue Studie: Kino wirkt wie ein Besuch im Fitnessstudio, wie leichte Kreislafgymnastik. Durch Körperspannung. Durch Herzpochen! Durch Hin-und-her-Spazieren. Kino ist Leben.

Das Handy ist Kino to go. Da wären wir wieder bei Netflix: zwei Oscar-reife Filme: «Uncut Gems» mit einem genialen Adam Sandler und «Dolemite Is My Name» mit Eddie Murphy (zehn Kinder!), der vor acht Jahren aus Hollywood geflohen ist.

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.

König der Kinder

Janusz Korczak war Arzt, Buchautor und Begründer eines jüdischen Waisenhauses in Warschau. Sein Repertoire an Rätseln und Wortspielen, die er in die Erziehung einfließen liess, war unübertroffen. Die Kinder hatten ein eigenes Parlament und Gericht. 1942 ging Korczak mit seinen Schützlingen in den Tod. *Von Peter Keller*

Manche Geschichten beginnen mit ihrem Ende. Im August 1942 starb Janusz Korczak im Vernichtungslager Treblinka. Er starb zusammen mit den 200 Kindern aus seinem jüdischen Waisenhaus in Warschau, weil er ihnen beistehen wollte und bis zuletzt Trost gab. Zuvor hatte er mehrfach das Angebot abgelehnt, vor den drohenden Gaskammern zu fliehen. Korczaks Spitzname war «König der Kinder», und das Ende seines Lebens zeigte, wie konsequent er seine Grundsätze lebte und was es bedeutet, Kinder zu lieben und zu respektieren. Für Korczak war der Entschluss, mit seinen Kindern zu sterben, alternativlos. Er hätte sein Leben nie über das der Kinder gestellt.

Korczak wurde 1878 als Henryk Goldszmit geboren, und lange würde er zwischen diesen zwei Namen, die zu zwei Identitäten wurden, oszillieren. Goldszmits Kindheit war gut und behütet. Die Eltern waren wohlhabend, der Vater Anwalt. Hätte es damals bereits den Begriff Helikoptererziehung gegeben, auf Goldszmits Kindheit hätte er zugetroffen. Er war meistens zu Hause, verbrachte viel Zeit mit der Amme und der Mutter. Draussen zu spielen, war untersagt, weil dort Kinder einfacher Hausangestellter spielten. Zudem lebten Juden abgesondert von der nichtjüdischen Bevölkerung.

Schizophrene Anfälle des Vaters

Korczak war ein ängstlicher Junge; seine Gouvernante unterrichtete ihn, bis er sieben war, dann ging er auf die russische Grundschule, in der ein grober Umgang herrschte. Lehrer zogen Kinder zur Strafe für Ungehorsam an den Ohren und schlugen sie mit Stöcken. Heranwachsende galten generell wenig. Korczak litt, die Eltern holten ihn wieder nach Hause, und er bekam weiter Heimunterricht.

Als Korczak – noch Henryk genannt – elf Jahre alt war, begann der Vater schizophrene Anfälle zu erleiden. Fortan und für den Rest seines Lebens vegetierte er in Kliniken, wo er sich schliesslich das Leben nahm. Korczaks Familie verarmte, die reichausgestattete Bürgerwohnung leerte sich, Möbel und Kleider wurden verkauft. Auf dem Heimweg von der Schule – für die Gouvernante reichte das Geld nicht mehr – erblickte Korczak die feinen Anzüge seines Vaters im Schaufenster des Trödlers. Henryk, der ohnehin schon isoliert gelebt hatte, zog sich noch mehr in sich zurück,

schrieb Gedichte, lernte Sprachen, las viel und begann ein Tagebuch, das er später unter dem Titel «Beichte eines Schmetterlings» veröffentlichte – darin viel Werther, viel Welt-schmerz.

Ohne eine heitere vollwertige Kindheit verkümmert das ganze spätere Leben. [...] Das Kind wird nicht erst ein Mensch, es ist schon einer.

Später begann Korczak, die Kinder reicher, ehemaliger Bekannter seines Vaters zu unterrichten. Blässliche, teigige und zu behütete Jungen, wie er selbst einer gewesen war, und er schrieb erste Erziehungsromane wie «Der Gordische Knoten». Er wurde immer weniger der jüdische Aussenseiter Henryk Goldszmit, immer mehr der respektable Autor, Sozialreformer und Kindererzieher Janusz Korczak. Seine Erwachsenengeschichten und Kinderbücher, seine Theaterstücke, pädagogischen Studien und akademischen Artikel machten ihn berühmt.

Janusz Korczak (1878–1942)

Janusz Korczak, 1878 als Henryk Goldszmit in Warschau geboren, war Kind eines wohlhabenden Anwalts. Beide Eltern waren assimilierte und aufgeklärte Juden. Goldszmit genoss eine humanistische Erziehung, studierte Medizin, arbeitete lange als Arzt und nebenbei als Schriftsteller. 1912 übernahm er die Leitung des jüdischen Waisenhauses Dom Sierot in Warschau. Zusammen mit den ihm anvertrauten Kindern wurde er 1942 ins Vernichtungslager Treblinka deportiert und getötet.

Seine wichtigsten Werke: «Wie man ein Kind lieben soll», «Das Recht des Kindes auf Achtung», die Kinderbücher «König Hänschen.»

Korczak gilt als Begründer der Kinderrechte. Er war überzeugt, dass Kinder gegenüber Erwachsenen Freiräume brauchen und früh lernen sollten, ohne die Intervention von Eltern oder Lehrern Entscheidungen zu treffen und Urteile zu fällen. Auf der Grundlage seines Werkes verabschiedeten die Vereinten Nationen 1959 die bis heute geltende Erklärung der Kinderrechte.

Korczak studierte Medizin, begann, sich um arme Kinder zu sorgen, die auf der Strasse oder in häuslichem Elend lebten und die er in den Schatten enger Gassen erblickte, «ihre blasse Haut spannt sich wie dünnes Pergament über den Knochen», schrieb er an einer Stelle. Korczak wurde Arzt der armen Kinder, eine Mischung aus Albert Schweitzer und Robin Hood, versorgte sie medizinisch, gab ihnen Süssigkeiten, erzählte ihnen Geschichten. Im jüdischen Kinderkrankenhaus, in dem er schliesslich arbeitete, stellten die kleinen Patienten sich manchmal kränker, als sie waren, nur damit er vorbeikam, einen seiner freundlichen Witze machte, ihnen über den Kopf strich.

Vorbilder Pestalozzi und Rousseau

Wie diesen armen Kindern helfen, die, sobald genesen, wieder in das Dunkel der dreckigen Quartiere verschwanden, die nächste Krankheit nicht überleben würden? Wie Kinder lieben? Wie sie würdig leben lassen? Auf Grundlage dieser Fragen erstellte Korczak ein neues Paradigma der Kindersozilogie. Gleich zwei Schweizer Pädagogen hatten dabei grossen Einfluss auf ihn: Heinrich Pestalozzi und seine Ansätze, die er im Internat für arme Kinder in Yverdon erprobt hatte. Und dann der Vater der modernen Pädagogik: Jean-Jacques Rousseau. Korczak hatte «Emile» gelesen, worin der Genfer Philosoph ausführte, dass die Erziehung in Einklang mit den natürlichen Entwicklungsstadien eines jeden Kindes zu stehen habe.

Die ganze moderne Pädagogik trachtet danach, bequeme Kinder heranzubilden [...]. Artig, gehorsam, gut, bequem, aber ohne einen Gedanken daran, dass es innerlich unfrei und lebensuntüchtig sein wird.

Korczak war überzeugt, dass die Erziehung der Kinder auch immer die der Erwachsenen war. Kinder sollten selbstbestimmt handeln dürfen, Erwachsene hätten deren Gefühle, Erfahrungen und Unterschiede zu respektieren. «Kinder werden nicht zu Menschen, sie sind es bereits», sagte Korczak. Eine für das frühe 20. Jahrhundert ungewöhnliche Aussage, als Philosophen wie Emile Durkheim es noch genau andersherum sahen: Kinder wurden zu sozialen Wesen, waren es nicht notgedrungen von Beginn weg. Kinder hätten das Recht, zu sterben, sagte Korczak – eine nur vordergründig verstörende Aussage, die provozieren sollte: Kinder lieben



Auf dem Dach des Heims wehte die grüne Flagge der «Kinderrepublik»: Erzieher Korczak, 1930.

bedeutet, sie radikal frei sein zu lassen. Frei sein bedeutet für Kinder, sich selbst zu sein, alleine sein und später einmal losziehen zu dürfen.

Zusammen mit seiner Vertrauten Stefania Wilczynska eröffnete Korczak 1911 in Warschau das Dom Sierot, ein Waisenhaus für jüdische Kinder. Diese liebten den schlanken, bescheidenen, glatzköpfigen Arzt, der auch Lehrer war und dessen Taschen immer mit Süßigkeiten und Zaubertricks gefüllt waren, der Märchen erzählte, der über ein schier unendliches Repertoire an Rätseln und Wortspielen verfügte. Das Heim war überfüllt, die Zimmer waren so klein, dass es nicht einmal Platz

gab, um die Betten in den Schlafsälen aufzustellen, aber diese Kinder hatten noch nie etwas so Grossartiges gesehen.

Korczaks Kinder waren selbstbewusst und fröhlich. Auf dem Dach des Heims wehte die grüne Flagge der «Kinderrepublik». Im Heim gab es ein Parlament für Kinder, ein Gericht und eine Kinderzeitung. Das Gericht hatte fünf Richter, die jede Woche neu gewählt wurden. Samstag war Verhandlungstag. Der Grundgedanke des Gerichts, frei nach dem berühmten polnischen Pädagogen Bronislaw Trentowski: «Jeder möchte von seinesgleichen beurteilt werden. Könige von Königen, Wis-

senschaftler von Wissenschaftlern und Kinder von Kindern.» Ein Urteil mache so weniger wütend und habe grössere Wirkung.

Auch Korczak stand einige Male vor Gericht, weil er etwa ein Kind in die Ecke geschickt, ein anderes aus dem Schlafsaal verwiesen hatte. Er musste dann vor dem Richtergremium mit einer Verteidigungsschrift erscheinen, wurde aber meistens «begnadigt», weil er seine Schuld eingestand. In der Zeitung berichteten seine Zöglinge über das Leben im Heim, veröffentlichten Gerichtsurteile, aus ganz Polen schickten Kinder als «externe Korrespondenten» Beiträge. Warum eine Zeitung? Kinder brauchten das Gefühl, an einer gemeinsamen Geschichte mitzuschreiben, war Korczak überzeugt.

*Lass die Kinder Fehler machen,
und lass sie frohen Mutes versuchen,
sich zu bessern.*

An seinem Waisenhaus gab es auch Kritik. Die Kinder würden in einer Blase aufwachsen, hiess es. Nichts würde sie auf das wahre Leben draussen vorbereiten. Die Kritik war unzutreffend, die meisten von Korczaks Kindern lebten später ein gutes Leben. 1959 verabschiedeten die Vereinten Nationen die Erklärung der Rechte des Kindes auf Grundlage von Korczaks Werk und widmeten ihm zu Ehren 1979 das Internationale Jahr des Kindes. In Polen lesen Kinder seine Geschichten bis heute.

Zwangsumsiedlung ins Getto

Doch Korczaks letzte Jahre waren alles andere als glücklich. 1938 wurde er aller Posten, die er ausserhalb seines Waisenhauses innehatte, enthoben. Die polnische Gesellschaft wurde zunehmend antisemitischer. Korczaks beliebte Radiosendung «Alter Doktor» wurde abgesetzt. 1940 zwangen die Nationalsozialisten alle Juden, in das Warschauer Getto umzusiedeln, so auch Korczak und seine Schützlinge. Manchmal liefen ein paar Kinder weg, versuchten, ausserhalb des Gettos Getreide von den Feldern zu stehlen, und wurden nach harter Strafe zu Korczak zurückgebracht oder erschossen.

In dieser Zeit begann Korczak, seine Kinder auf den Tod vorzubereiten. Er erzählte ihnen Geschichten, versuchte, ihre Angst zu mildern. 1942 «säuberten» die Nationalsozialisten das Getto und deportierten die verbliebenen Menschen in Vernichtungslager. Am 6. August 1942 marschierten Korczak und Wilczynska in einer friedlichen Demonstration für die Menschenwürde mit ihren 200 Waisenkindern auf den Umschlagplatz. Es war ihr letzter Marsch.



Janusz Korczak:
Wie man ein Kind lieben soll.
Vandenhoeck & Ruprecht. 336 S.



Thiel

Suizidale Bildung

Von Andreas Thiel

Progressive: Je niedriger die Bildung, desto konservativer das Abstimmungsverhalten. Eine höhere Bildung verhindert das.

Konservativer: Was ist denn eine «höhere Bildung»?

Progressive: Eine akademische Bildung.

Konservativer: Heisst das, je länger man studiert, desto weiter nach links rutscht man?

Progressive: Nicht nur Mann, sondern auch Frau! Du hast dich nicht politisch korrekt ausgedrückt.

Konservativer: Liegt das vielleicht daran, dass ich nicht studiert habe?

Progressive: Das erklärt zumindest, weshalb du konservativ bist.

Konservativer: Heisst das, ich halte an traditionellen Werten fest, weil ich nicht studiert habe?

Progressive: Hättest du studiert, wärest du jedenfalls kein solcher Moralist.

Konservativer: Heisst das, ein Studium verursacht moralische Defizite? Das würde erklären, weshalb die Suizidrate bei Studierenden höher liegt als bei Nichtstudierten.

Progressive: Suizidrate hin oder her, eine höhere Bildung ist der Schlüssel zu einem besseren Leben.

Konservativer: Weshalb ist dann die Arbeitslosenrate bei Studierenden höher als bei Nichtstudierten? Am Fachkräftemangel kann es ja nicht liegen.

Progressive: Das hat doch nichts mit Bildung zu tun.

Konservativer: Vielleicht werden die Studenten an der Uni nicht mehr gebildet, sondern durchs Studium geblendet?

Progressive: Intelligente Menschen lassen sich nicht blenden. Und Hochbegabte müssen gefördert werden, sonst werden sie depressiv.

Konservativer: Dagegen habe ich ja gar nichts einzuwenden. Und ich weiss auch nicht, was los ist. Ich habe ja nicht studiert. Aber ich frage mich halt, was wir mit all den arbeitslosen Hochbegabten anfangen sollen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Trinken, tanzen, spenden

Lockerer Dresscode an der Sheba-Gala im «Carlton Hotel St. Moritz» – auch Sean Connerys Enkelin Saskia war dabei.

Von Hildegard Schwaninger

Der Verlegerin Ellen Ringier und der Frauenärztin Yonat Floersheim wurde Samstagabend an der Benefizgala für das Sheba Medical Center in Israel der Lifetime Achievement Award für ihre Verdienste um das «Krankenhaus des Friedens» überreicht. Das Sheba Medical Center wurde von *Newsweek* unter den zehn Top-Spitälern der Welt platziert, hier werden von 9000 medizinischen Fachkräften jährlich eine Million Patienten behandelt, unabhängig von Herkunft, Nationalität und Religion. Beide Frauen sind grosszügige Gönnerinnen, Ellen Ringier ist Vorsitzende des Ehrenkomitees der Gala, Yonat Floersheim Präsidentin des Sheba-Freunde-Vereins.

Die Benefizgala fand zum 15. Mal im «Carlton Hotel» in St. Moritz statt, es wurden über 400 000 Euro generiert – dank Auktion und Spenden. Die Gäste zahlen keinen Eintritt. «Drink, Dance, Donate» – Trinken, tanzen, spenden heisst das Abendprogramm, das locker und unkompliziert vor sich geht. Auch der Dresscode ist locker. «Dress to impress», steht auf der Einladung, und so sah man alles. Manche kamen im Mini (Hotelière Ljuba Manz trug den kürzesten), andere in opulenter Abendrobe: Cartier-Chefin Käthy Dobers, Renate Gräfin Rehbinder (beide Mitglieder des Galakomitees), Tatyana Goekmen Davidoff, Silvia von Ballmoos und Bella Haas, die Chefin von Asprey St. Moritz und Zürich, die einen Dekanter für die Auktion spendete (ging für 3800 Euro an

Phillip Muhr) und das Give-away für die Damen, einen Duft von Asprey. Phillip Muhr, ein neuer Name im Gesellschaftskarussell. Der Österreicher-Amerikaner spendete die Getränke. So konnte er sein Hallstein-Wasser (aus einer österreichischen Quelle) präsentieren, das «das sauberste Wasser der Welt» sein soll. Phillip Muhr und seine Schwester Stephanie Muhr, mit der er das Wasser-Business führt, brachten unerwarteten Glamour in die Party, die sich «Hot Party in the Snow» nennt. Muhr ist seit zwei Jahren der Freund von Saskia Connery, Enkelin von «James Bond» Sean Connery. Sie war an seiner Seite, in einem bodenlangen Paillettenkleid. Saskia Connery lebt in den USA und auf den Bahamas, arbeitet in der Mode-PR. PR machte sie auch gleich für das Business ihres Freundes: «Seit mein Grossvater das Hallstein-Wasser trinkt, geht es ihm gesundheitlich besser.»

Glamour in die Charity-Party brachte auch Alexander Fürst zu Schaumburg-Lippe, der sich ans Klavier setzte und spielte. Er war mit seiner Verlobten, der Pianistin Mahkameh Navabi, da, seine Ex-Frau Lilly Prinzessin Sayn-Wittgenstein war auch da. Beide Frauen standen um den Flügel und sangen, als der Fürst spielte. Alexander Schaumburg-Lippe und Mahkameh Navabi werden bald in Bückeburg heiraten, seine Ex-Gemahlin wird *maid of honor* (vulgo: Brautjungfer) sein. Lilly Sayn-Wittgenstein – sie ist Influencerin und Botschafterin von Bulgari – sah sensationell aus in einem originellen Outfit: ei-



Fast verliebt

Körperscham

Von Claudia Schumacher

Eine befreundete Psychologin erzählte mir, dass es mit Körperscham ähnlich sei wie mit erogenen Zonen. Frauen schämen sich für unzählige Körperstellen – auch

für abwegige, wie zum Beispiel: ihre Ohrläppchen. Gleichzeitig sind Frauen an vielen Stellen erregbar – auch an abwegigen, wie zum Beispiel: ihren Ohrläppchen. Bei Männern gibt es vor allem eine Körperzone, über die sie viel nachdenken, auf die sie mit Stolz oder Scham reagieren und an der sie erregbar sind.

Beginnen wir bei den Frauen: Zu knochig, zu dick, zu pferdegebissig – irgendwas ist gefühlt immer falsch. Die Scham gehört zu den grössten Lustkillern im Bett. Sie ist etwas zutiefst Menschliches: Nur Tiere schämen sich nicht. Wenn Schimpansenweibchen paarungsbereit sind, schwellen ihre Genitalien, an und sie werden um ein Viertel ihres Körpergewichts schwerer. Dann stellen sie sich stolz auf den Kopf und zeigen den Männern ihre gigantischen, rosaroten Hinterteile. Für Menschenfrauen ein fremdes Konzept. Es gibt vermutlich keinen gesunden Menschen, der entspannt



Käthy Dobers, Veronica Etro, Gräfin Rehlinger (v.l.).



Wasser-Business: Saskia Connery, Freund Muhr.



Alexander Prinz zu Schaumburg-Lippe am Klavier.

nem schwarzen Kimono mit weissem Gürtel, den ihr Sohn **Teddy** aus Japan mitgebracht hat. Dazu rote High-Heel-Sandalen. Ellen Ringier trug herrlichen Schmuck: von Sabbadini. Die Familie **Kipp-Bechtolsheimer**, der das «Carlton» gehört, sponserte den Abend, sie offerierte auch das in der Sterneküche bereitete Dreigangmenü.

Ganz nach dem Motto der Gala wurde viel getanzt, es spielte die Gruppe Bandit. Den Abend moderierte eine russische Beauty namens **Victoria Bonya**, sie ist Instagram-Star (6,5 Millionen Follower).

Am Ehrentisch mit Ellen Ringier und dem Vizedirektor des Sheba Medical Center **Professor Arnon Afek** waren auch Verleger **Michael Ringier** und Unternehmer **René Braginsky**, der bei der von **Nicolas Martineau** (Christie's London) sehr flott durchgeführten Auktion grosszügig bot. Die Gästeschar war international: Man sah Kunstexperten **Michaela Neumeister**, die Ex-Frau von Star-Auktionator **Simon de Pury**, sowie **Thomas Klein**, den Almdudler-Boss aus Österreich, mit Tochter **Lara**. Organisiert hat den Abend **Annette Zierer** (Zierer Communications), zusammen mit **Ada Cegla**, PR-Chefin des Sheba Medical Center.

St. Moritz, das ist die Stratosphäre der ganz Reichen. Am Wochenende ist **Prinz Edward**, der Sohn der **Queen**, hier mit dem Privatjet gelandet. Am Samstag fand im «Badrutt's Palace Hotel» der Cresta-Ball statt. Der Ball, wo die Cresta-Fahrer unter sich feiern, gilt als glanzvollstes Ereignis der Saison. Und nächstes Wochenende wird – Gastgeber ist **Rolf Sachs** – im «Dracula Club» das fünfzigjährige Bestehen gefeiert.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

ohne Kleider ins Büro gehen würde. Die Scham ist nicht nur zivilisatorisch: Auch Naturvölker tragen Lendenschurz und ziehen sich zurück für den Sex.

Nicht in allen Kulturkreisen gehen Menschen aber so krampfhaft mit ihrer Scham um wie bei uns. Einmal schlenderte ich auf einer Brasilienreise erstaunt über die Copacabana. Brasilianerinnen sind positiver im Umgang mit ihrem Körper. Egal, ob XL- oder XS-Hintern, ganz gleich, ob die Haut da unten glatt oder dellig ist: Fast alle Frauen tragen am Strand einen Tanga. Sie lachen, sie reden laut – sie denken nicht über ihren Bauch, ihre Beine oder ihren Hintern nach. Was auch immer Latinas diese Gelassenheit gibt: Sie steht ihnen. Denn Selbstbewusstsein ist cool. Und Coolness schlägt Schamhaftigkeit in Sachen Sexyness grundsätzlich. Wer nicht perfekt ist, sollte entspannt damit umgehen – und niemand ist perfekt.

Das Gleiche gilt auch für Männer, wo sich vieles im Leben um den Penis dreht. Schon Buben vergleichen sich untenrum. Bei manchen hört das später nicht auf. Im Internet gibt es eine Website namens schwanzvergleich.com. Dort kann man «Mit-Glied» werden und sein «bestes Teil» mit anderen Usern vergleichen. «Wer hat den Längsten, wer hat den Schönsten?», ist auf der Startseite zu lesen – «Das Einzige, was wirklich zählt!» Dabei ist für Frauen die Penisgrösse in aller Regel nicht matchentscheidend. Genauso, wie die meisten Männer einräumen würden, dass sich auch mit Frauen im Bett viel Spass haben lässt, die kleinere Brüste als Pamela Anderson haben. Es gibt da ausserdem etwa, das Männer tun können, um Frauen völlig von der Grösse abzulenken: Es nennt sich «Zuhören». Unfassbar sexy. Probieren sie es aus!



Unten durch

Falschfahrer

Von **Linus Reichlin**

Ich bin ein sehr guter Autofahrer, das wird mir von Beifahrern immer wieder bestätigt, sie sind begeistert von meiner Kurventechnik. In den Bergen ist es wichtig, die Strasse möglichst weit im Voraus auszuspähen. Wenn man sieht, dass keiner kommt, kann man die Kurven dann im Innenradius schneiden und gewinnt dadurch kostbare Zeit. Die sogenannten blinden Kurven auf Bergstrassen, also Kurven, die von weitem nicht einsehbar sind, muss man als Risiko akzeptieren, wenn man schnell ins Skigebiet kommen will. Bevor ich eine blinde Kurve schneide, hupe ich immer kurz, vor allem mit Kindern auf dem Rücksitz. Wenn nur meine Frau neben mir sitzt, verzichte ich auf das Hupen, weil sie sehr lärmempfindlich ist. Dann schliesse ich vor dem Schneiden der Kurve schon mal die Augen und denke: «Lieber Gott, wenn es dich gibt, dann beweis es jetzt!»

Genaugenommen ist das dumm von mir, denn vielleicht gefällt es Gott ja, seine Existenz dadurch zu beweisen, dass er mich frontal in einen Lastwagen krachen lässt – es wäre nicht das erste Mal, dass er so was macht. Es ist besser, beim Autofahren gar nicht an Religion zu denken, sondern nur an die Dummheit der anderen Verkehrsteilnehmer, dann kommt man sicher ans Ziel. Ich fahre nur deshalb schon seit einem Jahr unfallfrei, weil ich den anderen Automobilisten grundsätzlich jede Schweinerei zutraue, angefangen vom Kurvenschneiden an unübersichtlichen Stellen bis zum Blinken in die falsche Richtung. Oder sie blinken aus Prinzip gar nie, wie mein Schwiegervater, der vor einigen Wochen von der Autobahnpolizei angehalten wurde. Auf die Frage, weshalb er nicht geblinkt habe, antwortete er: «Das viele Blinken verwirrt die anderen Autofahrer nur.» Vielleicht hat er sogar recht, denn meiner Erfahrung nach sind 95 Prozent der anderen Autofahrer grenzdebil. Zu ihrem Führerschein sind sie nur durch sexuelle Gefälligkeiten während der Prüfung gekommen, das redet mir keiner aus. Kürzlich kam mir in einer Einbahnstrasse einer entgegen und behauptete, hier sei Einbahnstrasse, ich solle zurückfahren. Hinter ihm fuhr noch ein Zweiter in die falsche Richtung und dann

>>> Fortsetzung auf Seite 64

ein Dritter, das ist typisch für Grenzdebile: Sie glauben, dass drei Leute sich nicht irren können. In solchen Momenten bewahre ich Ruhe. Als sie «Arschloch!» riefen, winkte ich ihnen freundlich zu. Als sie mir den Mittelfinger zeigten, zeigte ich den erhobenen Daumen. Hinter mir hielt nun ein anderer Fahrer, der sofort zu hupen begann. Ich stieg aus und sagte, dass ich seinen Ärger über die drei Falschfahrer verstehe, dass es aber angesichts unserer zahlenmässigen Unterlegenheit klüger sei, Ruhe zu bewahren. Doch dieser Fahrer war, wie sich herausstellte, volltrunken und für rationale Argumente nicht mehr erreichbar.

Das ist die Realität auf Schweizer Strassen im Jahr 2020: Man hat es entweder mit Volltrotteln oder mit Betrunknen zu tun. Die klugen und verantwortungsbewussten Autofahrer, die in den 60er Jahren noch das Rückgrat des Strassenverkehrs bildeten, sterben aus. Auf der Autobahn kommt man sich inzwischen schon spiessig vor, wenn man eine halbe Stunde lang keinen rechts überholt hat. Die Sitten ver-ludern, gleichzeitig nimmt die Fähigkeit, beim Fahren auch noch andere Dinge zu tun, ab. Die jungen Leute halten auf dem Pannestreifen an, weil sie ihr Handy fallengelassen haben und nicht mehr fähig sind, beim Fahren danach zu suchen. In den 60er Jahren beherrschte jeder noch die Kunst, beim Fahren die Romane von Johannes Mario Simmel und Heinz Konsalik zu lesen, doch diese Autoren sind heute weitgehend vergessen. Bald werden auf unseren Strassen nur noch selbstfahrende Autos unterwegs sein. Man wird zu ihnen sagen: «Alexa, schneide diese Kurve!» Und Alexa wird sagen: «Das gehört zu den Dingen, die ich nicht weiss.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Süsse des Lebens

Von Peter Rüedi

Nicht nur Weinliebhaber trauern zuweilen alten, feudalen Zeiten nach. Aber die eben auch. Ganz nach Talleyrands berühmtem Diktum: «Wer das Ancien Régime nicht kannte, wird niemals wissen können, wie süss das Leben war.» In ihrem Blick strahlt etwas vom Glanz, der auch ganz demokratische Betrachter von Prinzenhochzeiten ergreift, wenn sie auf einer Etikette den Namen eines adeligen Besitzers entdecken. In der uneingestanden Annahme, der garantiere mit jedem Schluck des Weins eine Teilhabe an vorrevolutionären paradiesischen Zeiten. Ist natürlich nicht so. «Cäsar schlug die Gallier. Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?», fragte Brecht.

Wer erfand den ersten Supertuscan? Hatte Marchese Mario Incisa della Rocchetta bei der Entstehung seines Sassicaia nicht wenigstens ein paar Helfer im Rebberg, einen gewieften Önologen im Keller zur Seite (tatsächlich, den seiner Selbsteinschätzung nach gothawürdigen Weinmacher Giacomo Tachis)? Was stimmt: Die noblen Herrschaften unterhielten in der

Regel vielfältige und enge Kontakte. Sie wussten genau, wem sie was verdankten, und sie liessen andere an ihren Erfolgen teilhaben.

So vermittelte Incisa della Rocchetta seinem Freund Carlo Guerrieri Gonzaga eben den genannten Superönologen, als der in den sechziger Jahren nach einem Weinbaustudium voller Bewunderung für die toskanischen Versuche mit französischen Blends begann, seinen Familienbetrieb im untersten Teil des Trentino, im Südtirol aufzubauen, die Tenuta San Leonardo in Avio, in einer klimatisch besonders privilegierten Ecke, durch die hohen Felswände geschützt vor alpinen Nordwinden und gestreift von der milden «Ora del Garda», einem belebenden Wind vom benachbarten See her. Hier baute der Nachfahre der berühmten Herrscher von Mantua statt Vernatsch oder Lagrein Cabernet Sauvignon, Merlot und Carménère an, Letztere eine im Bordeaux der Vor-Reblauszeit verbreitete, nicht sehr ertragreiche, aber attraktive Sorte. Oft mit Cabernet Franc verwechselt, prägt sie, richtig geerntet, genau die Weine, die der Marchese und sein Önologe Carlo Ferrini (Tachis' Nachfolger) im Sinn hatten, sortenrein inmamigen San Leonardo. Der ist, oberflächlich gesagt, eine Art Supertuscan aus dem Südtirol, ohne Vorurteile betrachtet, eine noble Cuvée (Cabernet Sauvignon, Carmenère, Merlot) mit dem Fussabdruck eines sehr besonderen Terroirs. Viel schwarze Frucht, klug dosiertes Vanille (vom Ausbau im Holz), Noten von Tabak und Leder, gute, frische Säure, bei aller Länge und harmonischen Fülle mit ein paar überraschend pfefferigen Glanzlichtern obendrauf. Ein Wein wie das Echo von der verlorenen Süsse des Lebens.

Tenuta San Leonardo Vigneti delle Dolomiti rosso igt. 13%. Bindella, Zürich. Fr. 61.50. www.bindellaweine.ch



Salz & Pfeffer

Heimkehr

Von David Schnapp

Es gibt kaum Köche aus dem Spitzen-segment in der Schweiz, die in der Lage sind, ihre Kochkunst zu vervielfältigen. Philippe Chevrier ist es dazu in seiner Genfer Heimat – und natürlich Andreas

Caminada. Der umsichtige «Cuschinier Striun Grischun», wie er sich auf Rätoromanisch nennt, hat mit dem «Igniv» ein Format geschaffen, das international lizenzierbar ist. Nach Bad Ragaz und St. Moritz folgt in diesen Tagen Zürich und im kommenden Frühling Bangkok.

Da ich nun aber gerade in St. Moritz war und mir nach einem Abend in netter Gesellschaft und schöner Atmosphäre war, schien die «Igniv»-Filiale im «Badrutt's Palace» die beste Wahl. Überzeugend ist Caminadas Konzept, weil es durch die Innenarchitektur und andere Details einen hohen Wiedererkennungswert hat, aber trotzdem kulinarisch von der individuellen Handschrift des Küchenchefs lebt.

Marcel Skibba setzt in St. Moritz auf eine präzise, handwerklich anspruchsvolle Küche, wie sich etwa bei der Kombination aus Enten-leber, Traube und Joghurt zeigt, die gleich am Anfang auf den Tisch kommt. Es folgt ein auf den Punkt polierter Kaisergranat mit Karotte

oder der typische, knackige Salat, der in jedem «Igniv» auf den Tisch kommt – hier mit Sbrinz und Petersilie. Denn auch Gerichte sorgen für ein wohliges Déjà-vu-Gefühl: Eine Fischsuppe auf Krustentier-basis steht überall auf dem Menü oder saftige Poulet-Nuggets.

Die Idee der «Igniv»-Restaurants ist eine Art Familienessen auf höchstem Niveau. Statt fertig angerichteter Teller kommen die Gerichte in Schüsseln und Schalen auf den Tisch, und jeder nimmt sich von dem, was er mag. Die Kalbsmilken mit Blumenkohl und fermentiertem Knoblauch erinnern mich jedenfalls an das Weihnachtsessen meiner Grossmutter, und deshalb fühlt sich der Abend dann fast ein wenig an wie eine Heimkehr.

Igniv, Badrutt's Palace, Via Serlas 27, St. Moritz. Tel. 081 837 10 00; im Winter täglich geöffnet

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».



Auto

Fröhlich farbig

Mit dem Mini-SUV T-Cross spricht Volkswagen eine gutgelaunte Kundschaft mit Sinn für Bodenständigkeit an. *Von David Schnapp*

Schon beim ersten Anblick konnte ich nicht anders, als zu lächeln: Der VW T-Cross wurde mir in einer lebensbejahenden Lackierung namens «Makena Türkis» ausgehändigt. Die Farbwahl wirkte mutig, schliesslich ist der kleinste SUV im Volkswagen-Angebot nichts anderes als ein solides, bodenständiges Fahrzeug, das im Grunde genommen ein VW Polo mit stolzgeschwellter Brust darstellt. Verschiedene Design-Eingriffe wie das markante Band, das die beiden Heckleuchten verbindet, oder die auffälligen Kunststoff-Elemente, die den unteren Teil der Karosserie einfassen, definieren den Auftritt des Mini-SUV.

Auch im Innenraum herrscht aufgeräumte Fröhlichkeit mit verschiedenen ansprechend gestalteten Elementen, für die allerdings grössere Mengen Hartplastik verarbeitet wurden. Das ausgezeichnete Navigationssystem und die voll-digitale Instrumentenanzeige wirken indes hochwertig. Auch eine ganze Reihe Assistenzsysteme stehen zur Verfügung, zum Beispiel Rückfahrkamera, Spurhalter, City-Notbrems-

system oder Abstandstempomat. Etwas enttäuschend ist die Qualität der Beats-Musikanlage, die für 520 Franken erhältlich ist. Audiophilen Hochgenuss kann man für diesen Preis natürlich nicht erwarten, aber etwas mehr Präzision und Feinheiten bei der Musikwiedergabe wären trotzdem schön.

Gute-Laune-Auto

Der T-Cross ist ein Auto für jeden Tag, die Bauweise sorgt für überraschend geräumige Platzverhältnisse – der Kofferraum ist rund 100 Liter grösser als bei einem Polo und beträgt 455 Liter. Dazu kommen Funktionen wie ein komplett umklappbarer Beifahrersitz für den Transport längerer Gegenstände. Andererseits garantiert die SUV-Form eine angenehm erhöhte Sitzposition, die eine gute Übersicht ermöglicht und für eine entspannte Haltung am Steuer sorgt. Für grobe Geländetouren eignet sich das Auto nur bedingt: Weil es auf der Plattform des Polo gebaut wird, ist es nur mit

Frontantrieb erhältlich. Mit 1380 Kilogramm Leergewicht und einem leichten, platzsparenden Dreizylinder-Turbobenziner ist der flotte Kleinwagen dafür ziemlich sparsam unterwegs. Mit 6,5 Litern Benzin auf 100 Kilometer pendelt sich der Verbrauch im Test auf vernünftige Werte ein – sogar 0,4 Liter weniger als im offiziellen Prüfzyklus.

Das Klein-SUV ist in drei Benzin-Motorisierungen (und mit einem Dieselmotor) erhältlich, die mittlere Stärkestufe erweist sich dabei als sinnvoll: Das Einliter-TSI-Aggregat mit 115 PS wird über ein Siebengang-Doppelkupplungsgetriebe mit dem Antriebsstrang verbunden und sorgt für müheloses Vorankommen. Das Unterwegssein gestaltet sich sowieso ausgesprochen erfreulich, das Fahrwerk wirkt komfortabel, das übersichtliche Format des Autos ist naturgemäss für den Stadtbetrieb äusserst angenehm. Selbst Parkhäuser aus der Feder von sadistisch veranlagten Architekten ohne Führerausweis können einen im T-Cross nicht aus der Ruhe bringen. Auch deshalb ist dies ein ausgesprochenes Gute-Laune-Auto.

VW T-Cross Style

Motor/Antrieb: Dreizylinder-Turbobenziner/Frontantrieb
 Leistung: 115 PS / 85 kW; Hubraum: 999 ccm
 Verbrauch (WLTP): 6,9 l / 100 km
 Beschleunigung (0–100 km/h): 10,2 sec
 Höchstgeschwindigkeit: 193 km/h
 Preis: Fr. 32 600.–, Testwagen: Fr. 37 777.–



Tamaras Welt

Dragqueen-Stunde mit den Kids

Früher gingen Eltern mit ihren Kindern für Märchenerzählungen zu Trudi Gerster. Heute gilt es als progressiv, wenn man die Kids zur Märchenstunde mit Dragqueens mitnimmt. *Von Tamara Wernli*

Irgendwann werden Märchentante, Kasperltheater und Zirkus zwecks Kinderbeschäftigung ausgedient haben und durch nichtbinäre, genderfluide Allround-Spielzeugroboter mit xier-Pronomen ersetzt. So sieht der Lauf der Dinge aus, und, wer weiss, vielleicht ist das ja gut so. Die Trends, die in der Zwischenzeit entstehen, sind aber mindestens genauso, sagen wir, interessant, wie das neuste Beispiel zeigt.

«Dragqueen-Märchenstunde für unter Fünfjährige und ihre Eltern.» Auf ihrer Website newhamlgbthistory.com wirbt eine LGBT-Gruppe in London dafür, Kindern Dragqueens näherzubringen. «Die Dragqueen-Märchenstunde ermöglicht es den Kindern, Leute zu sehen, die sich gegen die Gender-Beschränkungen verwehren, und sich eine Welt vorzustellen, in der Leute sich so präsentieren können, wie sie möchten.» Der Event findet in einer öffentlichen Bibliothek im Rahmen des «LGBT History Month» statt. Wo Kids früher bei der Märchentante glänzende Äuglein bekamen, bestaunen sie heute also Dragqueens. Verzeihen Sie mir die nicht ganz akkurate Metapher, aber Dragqueen und Kleinkinder – meinem Gefühl nach passt das etwa so gut zusammen wie Postmoderne und Amische.

Diese Dragqueen-Märchenstunde ist kein Sonderling unter den heute teils eigenartigen Aktivitäten, mit denen sich progressive Freigeister für eine offenere und tolerantere Gesellschaft einsetzen (was grundsätzlich natürlich eine gute Sache ist). Auch die Förderung von Drag-Kids wie dem zwölfjährigen Showstar Desmond Napoles durch begeisterte Erwachsene mutet bizarr an. Schenkt man diversen Artikeln Glauben, gibt es immer mehr Drag-Events für Kinder. Auf der LGBT-Newswebsite advocate.com schwärmen Eltern: «Wenn Kinder mit

Drag in Kontakt kommen, hilft ihnen das bei ihrer Selbstdarstellung, mit dem Selbstvertrauen und der Offenheit gegenüber anderen.»

Dragqueens sind grossartig. Die Kunstform, in der sich Männer als Frauen verkleiden, in die Rolle der Diva mit beneidenswertem Wimpernaufschlag schlüpfen, mit pompösem Haar, schrillum Make-up und oft einer Prise Humor, ist vergnüglich. Lange Zeit war Drag eine Subkultur, heute ist das Genre gesellschaftlich mehr als akzeptiert. Auf Pro Sieben sucht Heidi Klum die Queen of Drags, die Deutsche Olivia Jones ist Kult, RuPaul brachte den Drag schon 2009 ins Mainstream-Fernsehen.

Dass man Kinder schon früh an unterschiedliche Lebensweisen heranführen möchte, ihnen zeigt, dass man sich nicht in gesellschaftliche Muster zwängen muss, macht Sinn. Der Schlüssel zu mehr Toleranz und Offenheit gegenüber anderen Menschen liegt wahrscheinlich irgendwo zwischen Kindheit, Erziehung, Bildung und dem Potpourri an persönlichen Erfahrungen eines jeden Individuums. Aber wieso um alles in der Welt braucht es dafür Dragqueens?

Es scheint eine eher unnatürliche Art der kindlichen Aufklärung zu sein, wenn man mit seinem unter fünfjährigen Nachwuchs zwecks Aufbau des Selbstvertrauens ausgerechnet Dragqueens aufsucht, Frauen mimende Männer, die in ihren Shows auch mit Sexualität kokettieren, ähnlich der Burlesque, und da ein Erwachsenenpublikum unterhalten. Und warum sollen die kleinen Knirpse überhaupt für «Gender-Beschränkungen» sensibilisiert werden, warum können sie nicht einfach unter Gleichaltrigen mit Kostümierungen experimentieren? Denn es ist schon ein Unterschied, ob man den Sprössling in seiner Ent-

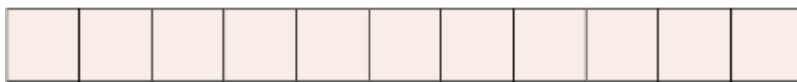
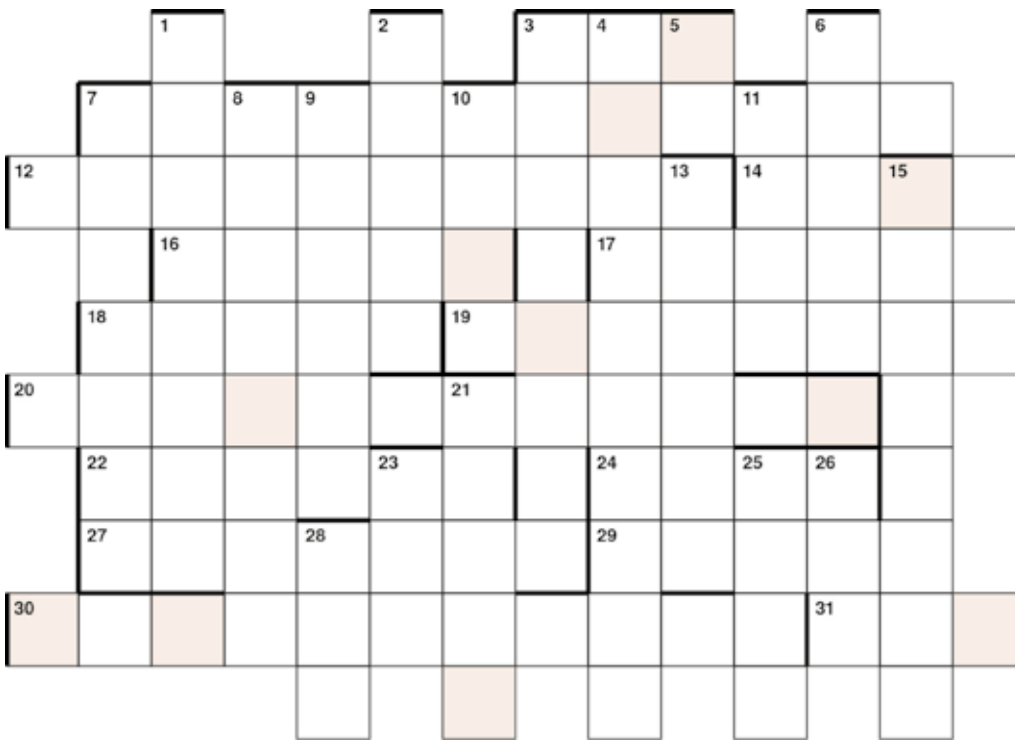
wicklung, egal, welcher Art, unterstützt oder ihn aktiv motiviert, von der Norm abzuweichen. Man muss sich auch fragen, ob es den superprogressiven Eltern hier tatsächlich um die Kinder geht oder ob solcher Aktionismus nicht einfach dem Zweck dienen soll, ein besonders fortschrittliches Familienbild zu vermitteln.

Es gehört ja heute zum festen Bestandteil der westlichen Gesellschaft, auf irgendeine Art anders sein zu wollen. Wer nicht anders ist, ist eben bloss normal. Weil normal aber langweilig ist und man als Normaler zudem Gefahr läuft, zu den Intoleranten und Homophoben zu zählen, erschaffen sich viele eben ihre eigene, von der Norm abweichende Welt. Nur ist es schwer vorstellbar, dass die zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen Kinder- und Erwachsenenwelt einen stützenden Einfluss auf eine junge Seele hat – stiftet dies bei einem Kleinkind nicht eher Verwirrtheit?

Die prominente US-amerikanische Dragqueen Kitty Demure übt harsche Kritik an Drag-Kids-Events. In einem Video richtet sie sich dezidiert an die Eltern: «Würdet ihr wollen, dass eine Stripperin oder ein Pornostar euer Kind beeinflusst? Eine Dragqueen tritt in einem Nachtclub für Erwachsene auf – da passieren viele dreckige und sexuelle Dinge, hinter der Bühne gibt es viel Nacktheit, Sex und Drogen. Ich denke nicht, dass das ein Weg ist, den ihr euer Kind erkunden lassen möchtet.» Kids könnten Rollenspiele zu Hause ausprobieren, sie in Drag zu involvieren, halte sie für extrem unverantwortlich. «Ich verstehe, dass du als cool und woke gelten willst und zeigen möchtest, dass du nicht homophob bist. Aber du kannst dein Kind als gewöhnliches Kind erziehen, ohne es in schwule und sexuelle Dinge miteinzubeziehen.» Auch täte man damit dem Ruf der Schwulen-Community keinen Gefallen. «Nehmt eure Kids mit nach Disneyland.»

Es gibt da dieses Sprichwort mit dem «Gegenteil von gut» und «gut gemeint», das trifft es vielleicht ganz gut.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch

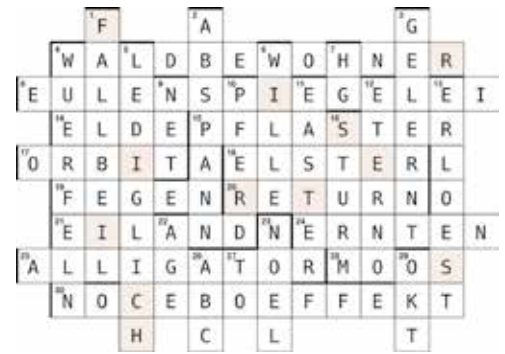
**Lösungswort** — Schneeschaukeln und Eiskratzen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht: **3** Damid woa da Bulle vo Däiz unterwegs. **7** Was, weder hinter noch noch, steht hinter hinter? **12** Sind dem Gegenüber gegenüber bereits gefällt, noch ehe man sich mit ihm unterhält. **14** Aschenbecher, wahlweise mit Schlitz fürs Couvert. **16** Seine spannende Ebagfua ist das Wechseln von Wechsel- in Wechselspannung. **17** Rund Pi mal Daumen. **18** Sie war anno Tobak im horizontalen Gewerbe tätig. **19** Sowas in der Richtung entsprechend und entsprechend sowas in der Richtung. **20** Ein stolzes Hurra auf arbiträre Demarkation und die Geburtenlotterie. **22** Sieben hat genau zwei, sieben hoch zwei hingegen drei. **24** Mistsolist oder Wasserlasser. **27** Nicht aus eigener Kraft Geschaffte, sondern aus eigener geschaffene Kraft. **29** Der bekanntlich gefühlshängigen Personalie überlässt sogar die Schönheit den Vortritt. **30** Der Darmfarmarbeitertransporter erhöht die Milchsäureproduzentenquote in der intestinalen Mikrobiota. **31** Ex-Kaiser Iwan, regiert in Kapstadt die Welt.

Senkrecht: **1** Signalisiert optisch Chiliverzehr oder (die Erwähnung von) Geschlechtsverkehr. **2** Im Ursprungsland der SI-Einheiten nicht gerade das Mass aller Dinge, aber zumindest das Basismass aller Längen. **3** In der Tat: So wird das B zur Behausung. **4** Angereicherte Babynahrung, definitiv gut geschüttelt, eventuell auch gerührt. **5** Der Porzellanthron steht mit Brille im Sitzungszimmer. **6** Die Antwort auf die Antwort lautet: «Bitte, gern geschehen!» oder «Je vous en prie!» **7** B1, EXT2, MP3, A4. **8** Trägt Trägerflugzeuge sowie Flugzeugträger oder motiviert und mobilisiert Morgenmenschen. **9** Steirerstadthalterisch zierlich. **10** ζῆτα. **11** Pray to the porcelain god and toss one's cookies. **13** (Doppelt gemoppelt) - 1. **15** A posteriori dazugegebener Senf auf dem Schriftstück. **21** Ein solches Brett nutzen parasitäre Profiteure als Mitfahrgelegenheit. **23** Ein Trip dieser Art ist zweifellos ausschliesslich als Einzelreise zu haben. **25** Der Text aus Tags mit Text wird erst vom Browser interpretiert und danach als Webseite präsentiert. **26** Was Hans mit links erledigt, kann Jean sogar mit den Fingern darin. **28** In der nördlich des südlichen Wendekreises gelegenen Stadt findet jährlich ein riesiges Narrenfest statt.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 654

Waagrecht: **4** WALDBEWohner **8** [EULEN][SPIEGELEI] **14** (F/Wa)ELDE(r): Fluss in Mecklenburg-Vorpommern **15** PFLASTER **17** ORBIT: Kaugummi oder Umlaufbahn **18** ELSTER **19** FEGEN **20** RETURN: Eingabetaste; folgt beim Tennis dem Aufschlag. **21** EILAND: Oviraptor bedeutet Eiterräuber. **24** ERNTEN **25** ALLIGATOR **28** MOOS **30** NOCEBOEFFEKT: Gegenteil vom Placeboeffekt

Senkrecht: **1** FALLBEIL **2** [ABS]PANN **3** GELERNT **4** WUERFELN: Der Würfel ist ein platonischer Körper. **5** [LEDIG]LICH **6** Nicht nur der Glaube, sondern auch der WILLE versetzt Berge. **7** (Mä)HG(eräte): Quecksilber **9** (Inter)NET: engl. Netz **10** (Stecken)PFERD: kleiner Franken = Rappen (schwarze Pferde) **11** EASTER: engl. Ostern **12** ETERNO: span. ewig («Ewigi Liäbi» von Mash) **13** ERLOEST **16** STURM **22** AGE: franz./engl. Alter **23** Chants de NOEL **26** ABC **27** TO-do list **29** OKT(ober): folgt September.

Lösungswort — **FRISIERTISCH**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



DS AUTOMOBILES
Spirit of Avant-Garde

DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4

Hybrid. 300 PS.



LEASING AB CHF 449.-

[DSautomobiles.ch](https://www.dsautomobiles.ch)

ANGEBOT GÜLTIG FÜR DEN KAUF ZW. DEM 11.-29.2.2020. ANGEBOTE GÜLTIG FÜR PRIVATKUNDEN, NUR BEI DEN AN DER AKTION BETEILIGTEN HÄNDLERN. EMPF. VP INKL. MWST. DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4 BE CHIC, KATALOGPREIS CHF 68'850.-, CASH-PRÄMIE CHF 2'000.-, CHF 56'850.-, VERBRAUCH GESAMT 17L/100 KM, CO₂-EMISSION 39 G/KM, TREIBSTOFFVERBRAUCHSKATEGORIE A. LEASINGBEISPIEL: EMPFOHLENER VERKAUFSPREIS NACH RABATT CHF 56'550.-, CHF 11'909.- SONDERZAHLUNG. LEASINGRATE CHF 449.- PRO MONAT INKL. MWST., RÜCKNAHMEWERT CHF 27'225.-, EFFEKTIVER JAHRESZINS 1,96%, LEASINGDAUER 49 MONATE, KILOMETERLEISTUNG 10'000 KM/JAHR. ANGEBOT NUR IN VERBINDUNG MIT DEM ABSCHLUSS EINER GAP-VERSICHERUNG. OBLIGATORISCHE VOLLKASKOVERSICHERUNG NICHT INBEGRIFFEN. LEASINGKONDITIONEN UNTER VORBEHALT DER AKZEPTANZ DURCH PSA FINANCE SUISSE SA. SCHLIESSEN. DER ABSCHLUSS EINES LEASINGVERTRAGS IST UNZULÄSSIG, SOFERN ER ZUR ÜBERSCHULDUNG DES LEASINGNEHMERS FÜHRT. ABGEBILDETES MODELL MIT OPTIONEN: DS 7 CROSSBACK E-TENSE 4X4 BE CHIC, KATALOGPREIS CHF 61'050.-, VERBRAUCH GESAMT 17L/100 KM, CO₂ 39 G/KM, KATEGORIE A. SYMBOLFOTO. DS AUTOMOBILES BEHALT SICH DAS RECHT VOR, DIE TECHNISCHEN DATEN, DIE AUSSTATTUNGEN UND DIE PREISE OHNE VORANKÜNDIGUNG ZU ÄNDERN.

